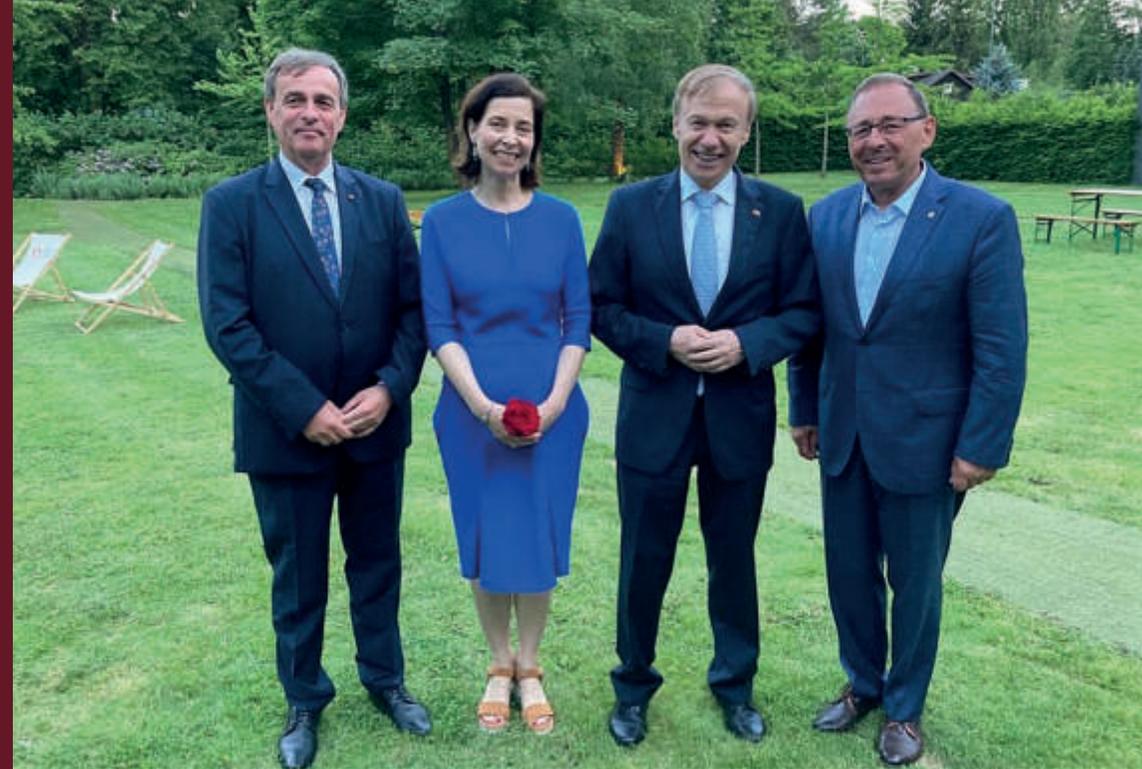




VERBAND DER DEUTSCHEN SOZIAL-KULTURELLEN GESELLSCHAFTEN IN POLEN (VdG)
ul. Słowackiego 10, 45-364 Opole – Tel./Fax: + 48 (0) 77 453 85 07
Tel. +48 (0) 77 454 78 78 – www.vdg.pl – E-Mail: vdg@vdg.pl, biuro@vdg.pl

KLICHEE BIBLIOTHEK DES **vdg**



JAHRBUCH DER DEUTSCHEN IN POLEN 2021

Jahrbuch der Deutschen in Polen 2021



Beauftragter der Bundesregierung
für Ausländerfragen und
Nationalitäten



JAHRBUCH DER DEUTSCHEN IN POLEN 2021

Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG)

■■■■ KLEINE BIBLIOTHEK DES **v dg**



Carl Hauptmann
(Obersalzbrunn 1858-1921 Schreiberhau)

O Heimat!

Himmlisch frische und stille;
Meine Linden lispeln
und rauschen
am dunstigen Sommertage,
und Millionen Hummeln summen
mir ihren Erntesang
in mein wohliges Träumen
vom Baume nieder.
Hier ist gut sein. –

Allein die Wiese
aus deren Blumen die Biene Honig macht,
ist ihre Heimatwiese,
ob da gerade Prunkblumen blühen
oder kleine, unscheinbare Erdenkinder.
Auf den Honig kommt's an.
Wer ihn schmeckt, weiß dann,
daß in solcher Heimat Süße war.

Dauerndes quillt aus der Erde.
Du kannst den Duft nicht gewinnen,
wenn du die Blume nicht pflegst,
welche das Rätsel gebar.

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

es freut mich, dass wir schon die zehnte Ausgabe unseres Jahrbuches herausgeben dürfen. Wie in den vergangenen Jahren auch, wollen wir mit dem Rückblick auf die Veranstaltungen, Treffen und neue Projekte des vergangenen Jahres beginnen. Zugleich wollen wir aber auch auf wichtige Ereignisse des Jahres 2021 hinweisen.



Das Jahr 2020 sollte eigentlich ein ganz besonderes sein, denn unter dem Leitthema *75 Jahre nach dem Kriegsende und die Nachkriegstragödie der Deutschen in Polen* sollten durch das Jahr hindurch viele Feierlichkeiten und Projekte im Verband und in unseren Organisationen polenweit durchgeführt werden. Durch die Corona-Pandemie konnten viele der geplanten Veranstaltungen nicht stattfinden und andere mussten coronabedingt mit begrenzter Teilnehmerzahl und im kleinen Rahmen durchgeführt werden.

Ich möchte nur ein paar Feierlichkeiten vom Jahr 2020 erwähnen, die wir begehen konnten. Nach der politischen Wende vor dreißig Jahren, fand in Lubowitz eine erste große Manifestation der Deutschen statt. An diesen Festakt konnten wir in Lubowitz im Juli erinnern. Andere Veranstaltungen, die an die Tragödie der Deutschen erinnerten fanden im Januar in Lamsdorf und in Potulitz statt, wo Vertreter der Deutschen aus einigen Regionen Polens aber auch die lokale Selbstverwaltung gemeinsam an die Toten des dortigen Arbeitslagers erinnerten. In den Referaten der Konferenz auf dem St. Annaberg wurde auf das Schicksal der Deutschen in der Nachkriegszeit aufmerksam gemacht. Nicht zuletzt ist hier der Volkstrauertag in der Oppelner Kathedrale im November zu erwähnen, der zum ersten Mal vom Verband organisiert wurde. Auch unsere Mitgliedsorganisationen haben lokal viele Gedenkveranstaltungen durchgeführt.

Im Jahre 2020 haben wir dank dem Beschluss des Deutschen Bundestages eine ganze Reihe von neuen Projekten begonnen, die das Potential in sich tragen, unsere Entwicklung auf ganz neue Wege zu führen. In Oppeln entsteht das Dokumentations- und Ausstellungszentrum der DMI, das Forschungszentrum der Deutschen Minderheit arbeitet selbständig und es wurden zwei neue Bildungsprojekte sowohl Kooperation mit den Schulen

als auch außerschulisch initiiert. Alle diese Projekte laufen mit Unterstützung des Schulwesens in der Trägerschaft der DMI. Ihre Fortführung im Haushaltsjahr 2021 ist gesichert.

In dieser Ausgabe finden Sie viele interessante Beiträge, nennenswert sind folgende: Über die vor 100 Jahren durchgeführte Volksabstimmung in Oberschlesien, West- und Ostpreußen, über die Gebrüder Carl und Gerhard Hauptmann, Karl Dedecius und über das Hultschiner Ländchen. Darüberhinaus begegnen wir dem größten Backsteinbau Europas, der Marienburg und wir erfahren einiges über die Lage der nationalen Minderheiten in Polen.

Das Jahr 2021 wird eine Herausforderung für die Deutschen sein, nicht nur weil der Verband der deutschen Gesellschaften und die Arbeitsgemeinschaft der deutschen Minderheiten bei der FUEN ihr 30-jähriges Jubiläum begehen, sondern weil eine wichtigen Aufgabe sein wird, das Pflichtbewusstsein unserer Mitglieder bei der bevorstehenden Volkszählung tatkräftig zu unterstützen. Wir wollen uns mit dem Jahr 1921 in Oberschlesien in Konferenzen, in Vorträgen, bei organisierten Treffen beschäftigen und weiterhin der Opfer von Gewalt in unseren Orten gedenken. Die Entwicklung von solchen Projekten, wie LernRaum oder Deutsch AG, eigene Forschungen und Ausstellungen werden die Angebote aus dem Verband der deutschen Gesellschaften polenweit auch künftig bekannt machen.

Daher sollten wir mit Hoffnung und Zuversicht und nicht nachlassendem Engagement zugunsten der Deutschen und des Deutschtums unsere Vereinstätigkeit fortsetzen und vor allem die Jugend in das Minderheitenleben nachhaltig einbeziehen.

Ich danke allen, die unermüdlich in jeglichen Bereichen und allen Strukturen der Deutschen Minderheit in ganz Polen aktiv sind. Festigen wir immer wieder unsere deutsche Identität, sei es durch die kleinsten Begegnungen und Projekte, zeigen wir es in der Öffentlichkeit und arbeiten wir zum Wohle aller Deutschen in Polen und zur weiteren Verbesserung der deutsch-polnischen Beziehungen, verbunden mit der weiteren europäischen Integration.

Bernard Gaida
VdG Vorsitzender

JANUAR

1	Freitag	Neujahr
2	Samstag	
3	Sonntag	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	Heilige Drei Könige
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Samstag	
10	Sonntag	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	
15	Freitag	
16	Samstag	
17	Sonntag	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Samstag	
24	Sonntag	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Samstag	
31	Sonntag	Gedenkfeierlichkeiten in Lamsdorf – Tag der Oberschlesischen Tragödie



Max Drischner,
Komponist, Organist, Cembalist
* 31. Januar 1891 in Prieborn, Kreis Strehlen
† 25. April 1971 in Goslar
130. Geburtstag - 50. Todestag

1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Samstag	
7	Sonntag	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Samstag	
14	Sonntag	
15	Montag	Rosenmontag
16	Dienstag	Fastnacht
17	Mittwoch	Aschermittwoch
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Samstag	
21	Sonntag	
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Samstag	
28	Sonntag	



Carl Hauptmann,
Schriftsteller

* 11. Mai 1858 in Obersalzbrunn

† 4. Februar 1921 in Schreiberhau

100. Todestag

1	Montag
2	Dienstag
3	Mittwoch
4	Donnerstag
5	Freitag
6	Samstag
7	Sonntag
8	Montag
9	Dienstag
10	Mittwoch
11	Donnerstag
12	Freitag
13	Samstag
14	Sonntag
15	Montag
16	Dienstag
17	Mittwoch
18	Donnerstag
19	Freitag
20	Samstag
21	Sonntag
22	Montag
23	Dienstag
24	Mittwoch
25	Donnerstag
26	Freitag
27	Samstag
28	Sonntag
29	Montag
30	Dienstag
31	Mittwoch



Siegfried Lenz,
Schriftsteller
* 17. März 1926 in Lyck
† 7. Oktober 2014 in Hamburg
95. Geburtstag

1	Donnerstag	
2	Freitag	Karfreitag
3	Samstag	
4	Sonntag	Ostersonntag
5	Montag	Ostermontag
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Samstag	
11	Sonntag	
12	Montag	
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Samstag	
18	Sonntag	
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Samstag	
25	Sonntag	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	
30	Freitag	



Franz Carl Achard,
 Naturwissenschaftler, Entwickler der Rübenzuckergewinnung
 * 28. April 1753 in Berlin
 † 20. April 1821 in Kunern, Kreis Wohlau
 200. Todestag

1	Samstag	Tag der Arbeit
2	Sonntag	
3	Montag	
4	Dienstag	
5	Mittwoch	
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Samstag	
9	Sonntag	Muttertag
10	Montag	
11	Dienstag	
12	Mittwoch	
13	Donnerstag	Christi Himmelfahrt
14	Freitag	
15	Samstag	
16	Sonntag	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Mittwoch	
20	Donnerstag	
21	Freitag	
22	Samstag	
23	Sonntag	Pfingstsonntag
24	Montag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	
27	Donnerstag	
28	Freitag	
29	Samstag	
30	Sonntag	
31	Montag	



Eduard Grützner,
 Maler, Zeichner
 * 26. Mai 1846 in Groß Karlowitz, Kr. Neisse
 † 2. April 1925 in München
 175. Geburtstag

1	Dienstag	
2	Mittwoch	
3	Donnerstag	Fronleichnam
4	Freitag	
5	Samstag	
6	Sonntag	Wallfahrt der Minderheiten zum St. Annaberg/Oberschlesien
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	
11	Freitag	
12	Samstag	
13	Sonntag	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Freitag	
19	Samstag	
20	Sonntag	Sommeranfang
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Samstag	
27	Sonntag	
28	Montag	
29	Dienstag	
30	Mittwoch	



Leo Slezak,
 Opernsänger, Schauspieler
 * 18. August 1873 in Mährisch-Schönberg
 † 1. Juni 1946 in Rottach-Egern
 75. Todestag

JULI

1	Donnerstag	
2	Freitag	
3	Samstag	
4	Sonntag	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Samstag	
11	Sonntag	Wallfahrt der Deutschen nach Wartha/Niederschl.
12	Montag	
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Samstag	
18	Sonntag	
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Samstag	
25	Sonntag	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	
30	Freitag	
31	Samstag	



Wolfgang Bittner,
Schriftsteller
* 29. Juli 1941 in Gleiwitz
80. Geburtstag

1	Sonntag	
2	Montag	
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Samstag	
8	Sonntag	Wallfahrt der Deutschen nach Albendorf/Niederschl.
9	Montag	
10	Dienstag	
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Samstag	
15	Sonntag	
16	Montag	
17	Dienstag	
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	
21	Samstag	
22	Sonntag	
23	Montag	
24	Dienstag	
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	
28	Samstag	
29	Sonntag	
30	Montag	
31	Dienstag	



Lorenz Eichstaedt,
 Mediziner, Astronom
 * 10. August 1596 in Stettin
 † 8. Juni 1660 in Danzig
 425. Geburtstag

1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Samstag	
5	Sonntag	
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Samstag	
12	Sonntag	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Samstag	Wallfahrt nach Zuckmantel (Maria Hilf)
19	Sonntag	
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Samstag	
26	Sonntag	
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	



Tobias Zeutschner,
 Komponist, Organist, Kirchenlieddichter
 * 1621 in Neurode, Grafschaft Glatz
 † 15. September 1675 in Breslau
 400. Geburtstag

1	Freitag	
2	Samstag	
3	Sonntag	Tag der Deutschen Einheit
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Samstag	
10	Sonntag	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	
15	Freitag	
16	Samstag	
17	Sonntag	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Samstag	
24	Sonntag	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Samstag	
31	Sonntag	Reformationstag



Rudolf Virchow,
 Arzt, Pathologe
 * 13. Oktober 1821 in Schivelbein, Pommern
 † 5. September 1902 in Berlin
 200. Geburtstag

1	Montag	Allerheiligen
2	Dienstag	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Samstag	
7	Sonntag	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Samstag	
14	Sonntag	Volkstrauertag, Andacht - Kathedrale Oppeln
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	Buß- und Betttag
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Samstag	
21	Sonntag	Ewigkeitssonntag
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Samstag	
28	Sonntag	1. Advent
29	Montag	
30	Dienstag	



Klaus Kinski,
Schauspieler, Regisseur
* 18. Oktober 1926 in Zoppot/Danzig
† 23. November 1991 in Lagunitas, Kalifornien
95. Geburtstag, 30. Todestag

1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Samstag	
5	Sonntag	
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Samstag	
12	Sonntag	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Samstag	
19	Sonntag	
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	Heiligabend
25	Samstag	1. Weihnachtsfeiertag
26	Sonntag	2. Weihnachtsfeiertag
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	
31	Freitag	Silvester



Hedwig Haberkern,
 Pädagogin, Dichterin u.a. „Schneeflöckchen, Weißbröckchen“
 * 16. April 1837 in Breslau
 † 1901 in Breslau
 120. Todestag

DEUTSCHE NATIONALHYMNE

Lied der Deutschen - Dritte Strophe

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben

(* 2. April 1798 in Fallersleben, † 19. Januar 1874 in Corvey,
Professor für Germanistik in Breslau)

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach lasst uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand.
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe deutsches Vaterland!

EUROPALIED

(Ode an die Freude, gekürzt)

Friedrich Schiller

(* 10. November 1759 in Marbach am Neckar, † 9. Mai 1805 in Weimar)

Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium!
Wir betreten feuertrunken, Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder, was die Mode streng geteilt,
alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt.
Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuss der ganzen Welt!
Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen!

Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein,
wer ein holdes Weib errungen, mische seinen Jubel ein!
Ja, wer auch nur eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich aus diesem Bund!
Was den großen Ring bewohnt, huldige der Sympathie.
Zu den Sternen leitet sie, wo der Unbekannte thronet.

Freude heißt die starke Feder in der ewigen Natur;
Freude, Freude treibt die Räder, in der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen, Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen, die des Sehers Rohr nicht kennt.
Froh wie seine Sonnen fliegen durch des Himmels prächtigen Plan,
laufet Brüder, eure Bahn, freudig wie ein Held zum Siegen!

Freude sprudelt in Pokalen; in der Traube goldnem Blut
 trinken Sanftmut Kannibalen, die Verzweiflung Heldenmut. -
 Brüder, fliegt von euren Sitzen, wenn der volle Römer kreist;
 lasst den Schaum zum Himmel spritzen: dieses Glas dem guten Geist!
 Den der Sterne Wirbel loben, den des Seraphs Hymne preist,
 dieses Glas dem guten Geist überm Sternenzelt dort oben!

Festen Mut in schweren Leiden, Hilfe, wo die Unschuld weint,
 Ewigkeit geschwornen Eiden, Wahrheit gegen Freund und Feind,
 Männerstolz vor Königsthronen - Brüder, gält's Gut und Blut:
 dem Verdienste seine Kronen, Untergang der Lügenbrut!
 Schließt den heiligen Zirkel dichter! Schwört bei diesem goldnen Wein,
 dem Gelübde treu zu sein, schwört es bei dem Sternenrichter!

MASURENLIED

Friedrich Karl August Dewischeit

(5. März 1805 in Königsberg; † 27. August 1884 in Gumbinnen)*

Wild flutet der See,
 Drauf schaukelt den Fischer der schwankende Kahn.
 Schaum wälzt er wie Schnee
 Von grausiger Mitte zum Ufer hinan.
 Wild fluten die Wogen auf Vaterlands Seen, wie schön!
 Oh tragt mich auf Spiegeln zu Hügeln, Masovias Seen!
 Masovialand, mein Heimatland, Masovia lebe, mein Vaterland!

Wild brauset der Hain,
 Dort spähet der Schütze des Wildes Spur.
 Kühn dringt er hinein,
 Durchwandelt die Wälder, die Felder, die Flur.
 Ihr schwebenden Wolken gedenket doch mein am Hain,
 Oh führt mich auf Flügeln des Windes zur Heimat ein.
 Der Jugend Hain, der Seen Strand, Masovia lebe, mein Vaterland!

Tal, Hügel und Hain,
 Dort wehen die Lüfte so frei und so kühn.
 Möcht' immer da sein,
 Wo Söhne dem Vaterland kräftig erblüh'n.
 Da ziehen die Wolken durch Nebel grau, oh schau!
 Dort lächelt auf Seen und Höhen des Himmels Blau.
 Oh Heimatland, Masovias Strand, Masovia lebe, mein Vaterland!

OSTPREUSSENLIED

Erich Hannighofer

(* 22. Februar 1908 in Königsberg - vermisst 1945)

Land der dunklen Wälder
und kristallinen Seen,
über weite Felder
lichte Wunder gehn.

Starke Bauern schreiten
hinter Pferd und Pflug,
über Ackerbreiten
streicht der Vogelzug.

Und die Meere rauschen
den Choral der Zeit.
Elche stehn und lauschen
in die Ewigkeit.

Tag ist aufgegangen
über Haff und Moor.
Licht hat angefangen
steigt im Ost empor.

Heimat, wohlgeborgen
zwischen Strand und Strom,
blühe heut und morgen
unterm Friedensdom.

POMMERNLIED

Gustav Adolf Pompe

(* 12. Januar 1831 in Stettin; † 23. Dezember 1889 in Demmin)

Wenn in stiller Stunde Träume mich umwehn,
bringen frohe Kunde Geister ungesehn,
reden von dem Lande meiner Heimat mir,
hellem Meeresstrande, düstern Waldrevier.

Weißer Segel fliegen auf der blauen See,
weiße Möwen wiegen sich in blauer Höh',
blaue Wälder krönen weißer Dünen Sand;
Pommerland, mein Sehnen ist dir zugewandt!

Aus der Ferne wendet sich zu dir mein Sinn,
 aus der Ferne sendet trauten Gruß er hin;
 traget, laue Winde, meinen Gruß und Sang,
 wehet leis und linde treuer Liebe Klang!

Bist ja doch das eine auf der ganzen Welt,
 bist ja mein, ich deine, treu dir zugesellt;
 kannst ja doch von allen, die ich je gesehn,
 mir allein gefallen, Pommerland, so schön!

Jetzt bin ich im Wandern, bin bald hier, bald dort,
 doch aus allen andern treibt's mich immer fort:
 Bis in dir ich wieder finde meine Ruh,
 send ich meine Lieder dir, o Heimat, zu!

(um 1850)

SCHLESIERLIED

Johannes Reinelt (Philo vom Walde)

(* 5. August 1858 in Kreuzendorf bei Leobschütz; † 16. Januar 1906 in Breslau)

Wer die Welt am Stab durchmessen,
 wenn der Weg in Blüten stand,
 nimmer konnt' er doch vergessen
 glückberauscht sein Heimatland.
 Und wenn tausend Sangesweisen
 nur der Fremde Lob entquillt,
 Einzig will das Land ich preisen,
 dem mein ganzes Sehnen gilt.

Refr.: Sei begrüßt am schönen Oderstrand, liebe Heimat, traute Heimat!
 Schlesien, du mein liebes Heimatland! Schlesien, du mein liebes Heimatland!

Schlesierland, du Länderkrone,
 sei begrüßt viel tausendmal,
 wo auf sagenreichem Throne
 mächtig herrscht Geist Rubezahl.
 Wo im Volke stets auf's neue
 deutscher Freiheit Odem weht,
 wo als Bild von Männertreue
 Kühn der alte Zobten steht.

Refr.: Sei begrüßt am schönen Oderstrand, liebe Heimat, traute Heimat!
 Schlesien, du mein liebes Heimatland! Schlesien, du mein liebes Heimatland!

Graue Burgen zaubrisch winken
 Von den Bergen hoch und hehr, -
 Wo im tiefen Schachte blinken
 Erz und Kohle blank und schwer.
 Weißes Linnen, Stolz der Mädchen,
 bleicht im gold'nen Sonnenschein.
 Lustig schwirren Spill und Rädchen,
 Sang und Sage klingen drein.

Refr.: Sei begrüßt am schönen Oderstrand, liebe Heimat, traute Heimat!
 Schlesien, du mein liebes Heimatland! Schlesien, du mein liebes Heimatland!

Wack're Männer, treu und bieder,
 trotzig wie der Teufelsbart,
 ros'ge Frau'n im bunten Mieder,
 das ist echte Schlesierart.
 Volle Becher fröhlich kreisen
 Von der Heimat Traubenblut,
 Schlesierland, dich will ich preisen,
 bis mein Herz in dir einst ruht.

Refr.: Sei begrüßt am schönen Oderstrand, liebe Heimat, traute Heimat!
 Schlesien, du mein liebes Heimatland! Schlesien, du mein liebes Heimatland!

LIED DER SCHLESIER

*Seit dem späten 19. Jahrhundert verbreitet;
 Dichter und Komponist unbekannt*

Kehr ich einst zur Heimat wieder,
 früh am Morgen, wenn die Sonn' aufgeht;
 schau ich dann ins Tal hernieder,
 wo vor seiner Tür mein Mädchen steht.

Refr.: Dann seufz ich still, ja still und flüstre leise:
 Mein Schlesierland, mein Heimatland,
 so von Natur, Natur in stiller Weise
 wir sehn uns wieder, mein Schlesierland,
 wir sehn uns wieder am Oderstrand.

In dem Schatten einer Eiche,
 ja da gab sie mir den Abschiedskuss.
 Schatz, ich kann nicht bei dir bleiben,
 weil, ja weil ich von dir scheiden muss.
 Dann seufz ich still ...

Refr.: Dann seufz ich still, ja still und flüstre leise: ...

Liebes Mädchen, lass das Weinen,
 liebes Mädchen, lass das Weinen sein.
 Wenn die Rosen wieder blühen,
 ja, dann kehr ich wieder bei dir ein.
 Dann seufz ich still ...

Refr.: Dann seufz ich still, ja still und flüstre leise: ...

OBERSCHLESISIEN, MEIN HEIMATLAND

Volkswaise, aufgezeichnet von Franz Thill (Ratibor)

Oberschlesien ist mein liebes Heimatland,
 wo vom Annaberg man schaut ins weite Land;
 wo die Menschen bleiben treu in schwerster Zeit,
 Für dies Land zu leben, bin ich stets bereit.

Wo die Schalen sausen in den Schacht hinein,
 wo der rote Himmel glüht im Feuerschein,
 wo die Häuser grau und hell die Herzen sind;
 dahin geht mein Sehnen, bis ich Ruhe find'.

Wo der Kumpel schaut dem Tod ins Angesicht,
 wo die Mädchen lieblich und die Frauen schlicht,
 wo an dunkler Halde steht mein Vaterhaus;
 da ist meine Heimat, da bin ich zu Haus.

Wo der Wind der weiten Wälder Wipfel wiegt,
 wo verträumt und einsam manches Schlösschen liegt,
 wo im Odertale liegt so manches Gut.
 Heimat, liebe Heimat dir gehört mein Blut.

JAHRESTAGE 2021

975. Jahrestag

Dem Namen *Pommern* begegnen wir zum ersten Mal in einer niederbayerischen Quelle: Für das Jahr 1046 berichten die Niederalteicher Annalen (Annales Altahenses maiores), dass Zemuzil, Herzog der Pommern (Zemuzil [dux] Bomeraniorum), im Juni des genannten Jahres nach Merseburg an der Saale kam, und König Heinrich III. unter Überbringung üblicher Geschenke seine Aufwartung machte. Für 1046 hatte der König einige slawische Fürsten nach Merseburg geladen, um die Verhältnisse an der östlichen Grenze des Reiches zu regeln. So waren auch der polnische Herzog Kazimierz (Odnowiciel) und Břetislav I., Herzog von Böhmen, gekommen. Kurz darauf, am 29. Juni 1046, traf Heinrich III. in Meißen eine Friedensabmachung mit den drei Herzögen. Zemuzil (Siemomysł) ist der erste namentlich gesicherte Herzog der Pommern.

425. Jahrestag

Der reiche Nachlass an Büchern des Giovanni Bernardino Bonifacio gelangte eher zufällig in die Hände des Danziger Rates. Bonifacio hatte in der Danziger Bucht Schiffbruch erlitten, der Rat erwies ihm großzügige Hilfe. Die wertvolle Bibliothek des Gelehrten wurde zum Grundstock der Ratsbibliothek (Stadtbibliothek) der Hansestadt, damit sie „*unversehrt aufbewahrt und der Nachwelt erhalten werde, dem Gymnasium und den übrigen Schulen zur Zierde, der Stadt zum Schmuck, den Studierenden zum Ansporn und zum Nutzen*“, wie es in der Gründungsurkunde von 1596 hieß. Seit 1905 in einem neu errichteten Gebäude untergebracht, führt sie heute den Namen Biblioteka Gdańska Polskiej Akademii Nauk.

150. Jahrestag

Nation, Krieg und Fortschrittsglauben waren im 19. Jahrhundert in den deutschen Ländern eng verflochten. Drei Kriege, drei Siege bestärkten das Nationalgefühl. Forciert durch Otto von Bismarcks Machtpolitik und die Kriege gegen Dänemark, Österreich und Frankreich wurde 1871 der erste deutsche Nationalstaat gegründet. Symbolisch steht dafür die Kaiserproklamation in Versailles bei Paris am 18. Januar 1871.

100. Jahrestag

Vier Jahre brutaler Krieg, ein völlig zerrüttetes Verhältnis der Nachbarn Deutschland und Frankreich, der von den Deutschen als extrem demütigend empfundene Vertrag von Versailles (1919) lassen auch im Osten gelingende Nachbarschaften nicht zu. Zusammen mit dem gleichzeitigen Wiedererstehen polnischer Staatlichkeit sind die Konflikte von keiner Seite her mehr beherrschbar. Oberschlesien versinkt im Chaos eines Bruderkrieges, schließlich soll eine Volksabstimmung auch Klarheit zu künftigen Grenze der Nachbarstaaten bringen. Ganz anders als der vorhergehende „Wahlkampf“ vollzieht sich die Abstimmung in Oberschlesien am 20. März 1921 ohne viel Ausschreitungen. Schließlich aber kommt unter Nichtbeachtung des Votums (Mehrheit für ein zu Deutschland gehörendes Oberschlesien), die Empfehlung einer Kommission des Völkerbundes zur Ausführung: Der im Oktober 1921 gefällte Genfer Schiedsspruch bedeutete die Teilung Oberschlesiens.

PERSÖNLICHKEITEN

Ludwig Reiners,

Kaufmann, Schriftsteller

* 21. Januar 1896 in Ratibor

† 10. August 1957 in München

125. Geburtstag**Ferdinand Schichau,**

Ingenieur, Unternehmer,

Gründer der Schichau-Werke

* 30. Januar 1814 in Elbing

† 23. Januar 1896 in Elbing

125. Todestag**Carl Hauptmann,**

Schriftsteller

* 11. Mai 1858 in Obersalzbrunn

† 4. Februar 1921 in Schreiberhau

100. Todestag**Hermann**

Graf von Pückler-Muskau,

Landschaftsarchitekt, Schriftsteller,

Weltreisender

* 30. Oktober 1785

in Muskau a.d. Lausitzer Neiße

† 4. Februar 1871

in Branitz bei Cottbus

150. Todestag**Siegfried Lenz, Schriftsteller**

* 17. März 1926 in Lyck

† 7. Oktober 2014 in Hamburg

95. Geburtstag

Otto Roquette,

Schriftsteller

* 19. April 1824 in Krotoschin bei
Posen

† 18. März 1896 in Darmstadt

125. Todestag**Franz Carl Achard,**Naturwissenschaftler, Entwickler
der Rübenzuckergewinnung

* 28. April 1753 in Berlin

† 20. April 1821 in Kunern, Kreis
Wohrlau**200. Todestag****Eberhard Wenzel,**

Komponist, Organist, Kantor

* 22. April 1896

in Pollnow, Westpommern

† 27. Januar 1982

in Künzelsau-Kocherstetten

125. Geburtstag**Max Drischner,**

Komponist, Organist, Cembalist

* 31. Januar 1891

in Prieborn, Kreis Strehlen

† 25. April 1971 in Goslar

50. Todestag**Max Kalbeck,**

Musikschritsteller

* 4. Januar 1850 in Breslau

† 4. Mai 1921 in Wien

100. Todestag**Eugen Kühnemann,**

Philosoph,

Literaturwissenschaftler

* 28. Juli 1868 in Hannover

† 12. Mai 1946 in Fischbach,

Riesengebirge

75. Todestag**Ernst Schenke,**

Mundartdichter

aus Niederschlesien

* 24. Mai 1896 in Nimptsch

† 11. Dezember 1982

in Recklinghausen

125. Geburtstag**Eduard Grützner,**

Maler, Zeichner

* 26. Mai 1846

in Groß Karlowitz, Kr. Neisse

† 2. April 1925 in München

175. Geburtstag**Dagmar Nick,**

Schriftstellerin, Lyrikerin

* 30. Mai 1926 in Breslau

95. Geburtstag**Rupert Neudeck,**

Journalist, Mitgründer

der Organisation Cap Anamur/
Deutsche Not-Ärzte

* 14. Mai 1939 in Danzig

† 31. Mai 2016 in Siegburg

5. Todestag

Leo Slezak,

Opernsänger, Schauspieler

* 18. August 1873

in Mährisch-Schönberg

† 1. Juni 1946 in Rottach-Egern

75. Todestag

Gerhart Hauptmann,

Schriftsteller

* 15. November 1862

in Obersalzbrunn

† 6. Juni 1946 in Agnetendorf

75. Todestag

Heinrich Windelen,

Politiker (CDU), Bundesminister

* 25. Juni 1921 in Bolkenhain

† 16. Februar 2015 in Warendorf

100. Geburtstag

Wolfgang Bittner,

Schriftsteller

* 29. Juli 1941 in Gleiwitz

80. Geburtstag

Lorenz Eichstaedt,

Mediziner, Astronom

* 10. August 1596 in Stettin

† 8. Juni 1660 in Danzig

425. Geburtstag



Albert Mosse,

Jurist

* 1. Oktober 1846

in Grätz bei Posen

† 30. Mai 1925 in Berlin

175. Geburtstag

Rudolf Virchow, Arzt,

Pathologe

* 13. Oktober 1821

in Schivelbein, Pommern

† 5. September 1902 in Berlin

200. Geburtstag

Klaus Kinski,

Schauspieler, Regisseur

* 18. Oktober 1926

in Zoppot/Danzig

† 23. November 1991

in Lagunitas, Kalifornien

95. Geburtstag, 30. Todestag

Max Rudolf Lemberg,

Biochemiker

* 19. Oktober 1896 in Breslau

† 10. April 1975 in Sydney

125. Geburtstag

Hedwig Haberkern,

Pädagogin, Dichterin u.a.

„Schneeflöckchen, Weißröckchen“

* 16. April 1837 in Breslau

† 1901 in Breslau

120. Todestag

RÜCKBLICK 2020

„Das ist alles für uns Deutsche“

Zeitzeugen erinnerten an die Europa-Kundgebung
in Lubowitz vor 30 Jahren

Rudolf Urban

Vor 30 Jahren fand in Lubowitz die damals größte Kundgebung der deutschen Minderheit im Nachkriegspolen statt. Dabei ging es um die Minderheitenrechte, vor allem aber um ein deutliches Zeichen, dass das vereinte Europa das Ziel ist. Zeitzeugen und Vertreter der deutschen Minderheit kamen am Samstag, dem 18. Juli 2020, zur Jubiläumsfeierlichkeit am Ort des Geschehens zusammen.

Lubowitz und die Ruine des Eichendorffschlosses liegen damals wie heute ein wenig abseits. Auch erinnert nichts daran, was hier vor 30 Jahren geschehen ist. Am 20. Juli 1990 kamen geschätzt 15.000 deutsche Oberschlesier in diesen kleinen Ort nahe Ratibor zur Europa-Kundgebung. Prominente Gäste aus Deutschland, der damalige Europaabgeordnete Otto von Habsburg und der BdV-Generalsekretär Hartmut Koschyk waren dabei, ebenso wie die aus dem Ratiborer Land stammenden Herbert Hupka, Pater Johannes Leppich und Abt Adalbert Kurzeja. Es sollte die damals erste und größte Versammlung der Mitglieder der deutschen Minderheit werden, die aber ganz im Zeichen von Europa stand.

Deutsche Minderheit

Unter den Zeitzeugen, die am vergangenen Samstag in Lubowitz an die Europa-Kundgebung erinnerten, war auch der heutige Gesandte der Deutschen Botschaft in Warschau, Knut Abraham, der damals Assistent Otto von Habsburgs war. „Es war eine fantastische Stimmung, es war wirklich eine Einheit aus dem Christlichen heraus, aus dem Europäischen, aber auch die ganze Veranstaltung vor der Schlossruine, das Eichendorffzitat als Plakat, das dort angebracht war und eben der herrliche Sommertag erzeugten eine Atmosphäre des Optimismus und des Aufbruchs“, erinnert sich Knut Abraham.



Teilnehmer der Jubiläumsfeier in Lubowitz am 18. Juli 2020

Foto: VdG

Doch so optimistisch war es einige Wochen vorher, als es an die Vorbereitungen ging, nicht. Pfarrer Heinrich Rzega, der damals in Lubowitz Probst gewesen ist, erinnert sich an seine Nervosität, als es darum ging, die große Kundgebung zu veranstalten. „Meine Eltern waren Deutsche und meine Mutter hat mir gesagt: ‚Mach es, denn das ist alles für uns Oberschlesier, für uns Deutsche.‘ Deshalb habe ich das organisiert. Nicht ich persönlich, aber mit der deutschen Minderheit aus dem Kreis Ratibor. Dabei muss ich auch die Lubowitzer Pfarrmitglieder nennen, denn sie haben hier so viel gearbeitet und organisiert. Das ist bewundernswert“, meint Pfarrer Rzega.

Damals konnte natürlich niemand ahnen, dass es eine Kundgebung von mehreren Tausend Menschen wird, die mit Bussen und Privatautos aus allen Teilen Oberschlesiens gekommen sind. Blasius Hanczuch, damals erster Vorsitzender der deutschen Minderheit im Bezirk Kattowitz, erinnert sich, dass die Information zu der Veranstaltung über die damals übliche „Mundpropaganda“ ihre Runde gemacht hat. Er weiß aber auch ganz genau, wie überrascht die Organisatoren waren, als sich die Parkplätze mit immer mehr Wagen füllten. „Im allgemeinen war es dann so, wie wir es uns gewünscht haben. Am Anfang dachten wir, dass wieder der Sicherheitsdienst kommt

und ein Durcheinander veranstaltet, aber die Masse hat das überwogen und so mancher wurde noch mehr ermutigt, als er es gedacht hat“, sagt Hanczuch, der neben Dr. Josef Gonschior und Friedrich Schikorra zu den Männern der ersten Stunde der deutschen Minderheit im Bezirk Kattowitz gehört.

Europa

Für die deutsche Minderheit war es also eine öffentliche Manifestation ihrer bis vor kurzem noch geleugneten Existenz. Für die Politik war es ein erster Schritt auf dem Weg Polens in die Europäische Gemeinschaft, der die Menschen vor Ort bewegt hat. „Wenn man sich die Archivaufnahmen von damals ansieht, hört man den Applaus dieser Tausenden Menschen bei der Erwähnung der europäischen Idee und der europäischen Zukunft dieser herrlichen Region. Das haben die Leute verstanden, dass es kein Zurück in die Nationalismen des 20. Jahrhunderts geben sollte. Das hat nur Unglück gebracht. Deshalb war die neue Idee für Polen, für Schlesien eben Europa und so ist es auch gekommen“, meint Knut Abraham und

sprach dann bei der Jubiläumsveranstaltung, die der Verband deutscher Gesellschaften in Polen und das Eichendorff-Kultur- und Begegnungszentrum in Lubowitz organisiert haben, nicht nur von „blühenden Landschaften“, sondern von einem seither wirklichen Zusammenwachsen Europas, dessen man sich erst bewusst wurde, als wegen der Corona-Epidemie auf einmal die längst vergessenen Grenzen wieder geschlossen wurden.

Knut Abraham, damaliger Assistent Otto von Habsburgs, war auch 30 Jahre später als Zeitzeuge zugegen.

Foto: VdG



Außerschulische Sprachförderung - Start eines neuen Sprachprojekts - Deutsch AG

Die neue Schulrealität, die vielen Schülern die Möglichkeit nimmt, Deutsch sowohl als Fremdsprache, als auch als Minderheitensprache zu lernen, stellte uns vor die Notwendigkeit, die Reduzierung der Unterrichtsstunden auszugleichen und einen intensiven sowie qualitativen Erwerb der deutschen Sprache Schülern der 7. und 8. Klasse zu ermöglichen. So entstand die Idee für ein völlig neues pädagogisches „Produkt“ – das „Deutsch AG“-Projekt.

Das Projekt „Deutsch AG“ richtet sich explizit an Schüler der 7. und 8. Klasse der Grundschule, die bis zur 6. Klasse Deutsch als Minderheitensprache erlernen. Im Rahmen des Projekts werden zwei zusätzliche Unterrichtsstunden wöchentlich angeboten, die in den schulischen Räumlichkeiten nach Abschluss des regulären Unterrichts und außerhalb des Lehrplans organisiert werden. Dadurch können sich die Kinder sprachlich weiterentwickeln und ihr Wissen über die Landeskunde, Kultur und Geschichte des deutschsprachigen Raums erweitern.

Ab September 2020 bieten wir dieses neue Projekt in weit über 100 Schulen und fast 200 Deutsch AG-Gruppen in allen von der Deutschen Minderheit bewohnten Regionen an.

Wir sind sicher, dass dieses sprachfördernde Projekt zum Erwerb der deutschen Sprache, aber auch zum besseren Kennenlernen der Kultur, Geschichte, Identität und Bedeutung der deutschen Minderheit in Polen unter Jugendlichen führt.

Sybilla Dzumla

Junge Deutsche lernen ihre Muttersprache auch außerhalb der Schule.

Foto: VdG



„LernRAUM.pl“ ein Raum, wie kein anderer

„LernRAUM.pl“ ist ein hervorragender Vorschlag für alle, die endlich die deutsche Sprache natürlich im Alltag benutzen möchten. Hier spielen die Fehler oder der Akzent keine Rolle. Es geht darum, immer besser zu sprechen, immer mehr zu wissen, sich selbst zu verbessern und die Hobbys zu pflegen. Jeder hat einmal klein angefangen.

„LernRAUM.pl“ ist ein innovatives Projekt der Deutschen Minderheit. Sein Ziel ist klar: die Mitglieder der Deutschen Minderheit verbessern ihre Sprachkenntnisse und pflegen die Tradition und die Kultur. Dabei haben sie Spaß, entwickeln ihre Interessen und lernen etwas Neues.

Im Angebot finden Sie verschiedene Kurse und Workshops, zum Beispiel Origamiworkshops oder Bastelworkshops. Sogar die Liebhaber der Lokalgeschichte und deutscher Musik finden etwas für sich. Es finden Vortragsreihen statt, die Literatur oder Kultur betreffen. Vieles dreht sich auch um die deutsche Sprache: hier kann man die Jugendsprache lernen oder mehr über die Höflichkeit und Unhöflichkeit in der deutschen Sprache erfahren.

Trotz Corona - intensives Lernen und konzentrierte Mitarbeit

Foto: VdG



Alle Aktivitäten im Projekt werden von erfahrenen Referenten durchgeführt, die aus Polen, Deutschland und anderen deutschsprachigen Ländern kommen. Es entstanden 22 Standorte, das heißt Plätze, wo die Kurse, die Workshops, die Treffen und die Vorträge stattfinden und von angestellten Kulturanimateuren organisiert werden. Die Standorte sind in diesen Teilen Polens lokalisiert, wo sich die Deutschen Freundschaftskreise (DFK) und Organisationen der Deutschen Minderheit befinden, das ist vor allem in Ober- und Niederschlesien und im Norden des Landes. In der Woiwodschaft Opeln: Kotschanowitz,

Guttentag, Oberglogau, Kandrzin-Cosel, Krappitz-Ottmuth, Proskau, Groß Strehlitz und Wengern. Woiwodschaft Schlesien: Lubowitz, Tworkau, Rybnik, Lendzin, Bad Jastrzemb, Schwientochlowitz, Gleiwitz, Beuthen. Außerdem in Waldenburg, Neidenburg, Allenstein, Stolp, Schneidemühl und Bromberg.

Der absolute Vorteil und das Unterscheidungsmerkmal aller Aktivitäten, Schulungen, Kurse und Meetings innerhalb des Projekts besteht darin, dass sie nur in deutscher Sprache abgehalten werden. Für alle Organisationen der Deutschen Minderheit sind die guten Deutschkenntnisse auf muttersprachlichem Niveau eines der wichtigsten Ziele. Um für die Zukunft der Gesellschaft der Deutschen Minderheit zu sorgen, brauchen wir Mitglieder, die ihre Sprache im Alltag und während der verschiedenen Aktivitäten benutzen.

Die Website des Projekts wurde ebenfalls gestartet: Lernraum.pl, auf der sich alle Interessierten über die bevorstehenden Veranstaltungen informieren und sich für diese anmelden können.

Das Projekt wird vom deutschen Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat finanziert und vom Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen und der Deutschen Bildungsgesellschaft realisiert.

Joanna Hassa

Teilnehmer des Projektes LernRAUM.pl

Foto: VdG



JUGENDPROJEKTE 2020

„Gemeinsam für die Geschichte“

Der Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG) organisierte zum zweiten Mal ein historisches Projekt für Jugendliche im Alter von 15 bis 22 Jahren, die Mitglieder der deutschen Minderheit in Polen sind. Ziel des Projekts war es, den Behörden der Gemeinde Stolpmünde und der Ortschaft Rowe bei den Kleinarbeiten des alten evangelischen Friedhofs zu helfen, in enger Zusammenarbeit und Unterstützung des Vereines „Adler“ aus Stolpmünde (Usteckie Stowarzyszenie Miłośników Historii „Orzeł“).

Die Teilnehmer wurden während ihres einwöchigen Aufenthalts in alle Aktivitäten einbezogen, die darauf abzielten, den Friedhof wieder in den richtigen Zustand zu versetzen.



Foto: Rowe

Die Projektbeteiligten haben zusammen mit den Mitgliedern des Vereines „Adler“ den Friedhof von Müll gereinigt. Sie haben zerbrochene Bäume und geschnittenes Gras gesammelt und die Umgebung gesäubert. Nach den Aufbauarbeiten durchsuchte die Jugend mit Hilfe von Detektoren das

Gebiet des Friedhofs. Es wurden zahlreiche Grabsteine und Kränze, Fragmente von Zäunen und Denkmälern gefunden, die ausgegraben und anschließend gereinigt und vor Beschädigungen geschützt wurden. Im Laufe der Ausführung aller Arbeiten wurden fotografische und beschreibende Unterlagen erarbeitet.

Während ihres Aufenthalts hatten die Jugendlichen auch die Möglichkeit, die Ortschaft Rowe zu besichtigen, sich über die Geschichte dieses Ortes zu informieren und viele interessante Menschen kennenzulernen. Die Freizeit verbrachten die Jugendlichen sehr aktiv. Gemeinsame Abende, Spiele, Filmvorführungen und Spaziergänge am Meer haben die ganze Gruppe integriert.

„Jugendzeit“

Der Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG) organisierte in der Sommerzeit für Jugendliche im Alter von 15 bis 23 Jahren, Mitglieder der deutschen Minderheit aus Polen, ein Projekt unter dem Namen „Jugendzeit“. Eine ganze Woche lang haben Jugendliche in Turawa (Woiwodschaft Oppeln), aufgeteilt in zwei Gruppen, die deutsche Sprache auf eine kreative Art und Weise kennengelernt. Unter der Aufsicht von qualifizierten Betreuern, die selber sehr gute sprachliche Kompetenzen besitzen, wurden die Teilnehmer mit unterschiedlichen Aufgaben und Themen konfrontiert, die sie anregen sollen, mehr, besser und praktischer mit der deutschen Sprache umzugehen.

Während des einwöchigen Aufenthaltes wurden auch verschiedene Aktivitäten angeboten, wie Regionalstudienreisen, eine Fahrradtour, Erste-Hilfe-Schulung und gemeinsame Integrationsabende mit bestimmten Leitthemen. Bei dem Projekt spielte die deutsche Sprache jedoch die Hauptrolle. Workshops mit kreativem Schreiben unter der Aufsicht eines erfahrenen Lehrers, sollten zeigen, dass die deutsche Sprache heutzutage von sehr großer Bedeutung ist, vor allem auf dem Arbeitsmarkt. Wichtig ist jedoch auch, dass die Jugendlichen durch die deutsche Sprache ihre eigene Identität, Geschichte neu entdeckten. Dies wurde durch bestimmte Workshops unterstützt, in denen auch das Thema der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe, der Deutschen Minderheit, behandelt wurde. Das Ziel der



Teilnehmer der „Sommerzeit für Jugendliche“

Foto: VdG

gemeinsam verbrachten Woche war nicht nur die Integration der Teilnehmer, sondern auch die positive Beeinflussung ihres Selbstwertgefühls. Die gemeinsame Zeit gab auch die Möglichkeit, den jungen Menschen über die Deutsche Minderheit zu erzählen, über ihre Tätigkeiten, Geschichte aber vor allem was die Zugehörigkeit zu der Deutschen Minderheit ihnen geben kann. Seit einigen Jahren wird der Jugendarbeit viel Aufmerksamkeit gewidmet, da Jugendliche in der kommenden Zukunft Führungsaufgaben übernehmen sollen. Bei den jugendpolitischen Maßnahmen sollen die jungen Menschen durch eine entsprechende Fortbildung und Information für die Mitarbeit in den Organisationen und Strukturen der Deutschen Minderheit gewonnen werden.

POLITISCHE BEGEGNUNGEN IM JAHR 2020

38. Sitzung der Gruppe der Vertriebenen, Aussiedler und deutschen Minderheiten der CDU/ CSU-Bundesfraktion

Am 3. März 2020 hat der VdG-Vorsitzende und AGDM-Sprecher, Bernard Gaida, an der 38. Sitzung der Gruppe der Vertriebenen, Aussiedler und deutschen Minderheiten der CDU/ CSU-Bundesfraktion in der Deutschen Parlamentarischen Gesellschaft in Berlin teilgenommen. Die Gruppe leitet Eckhardt Pols (MdB). Während der Arbeitsgruppensitzung in Berlin wurden folgende Themen besprochen: Förderung der deutschen Minderheit in Polen im Bundeshaushalt 2021, EU-Bericht Minderheitensprachen in Polen, Errichtung des Dokumentationszentrums in Oppeln, Auslandswahlrecht, Anforderungen der AGDM zur Erhöhung der Finanzmittel für die deutsche Minderheit.



v.l.: Manfred Behrens, MdB, Bernhard Gaida und Eckhardt Pols, MdB
Foto: VdG

70. Sitzung der Gemeinsamen Kommission

Am 17. Juni 2020 fand in Warschau die 70. Sitzung der Gemeinsamen Kommission der Regierung und für nationale und ethnische Minderheiten statt. Das war die erste Sitzung der Gemeinsamen Kommission im Jahr 2020, denn im Zuge der Corona-Pandemie fand das geplante Treffen für März nicht statt. Auf der Juni-Tagung wurden Schlüsselfragen für Minderheiten behandelt: die Annahmen der staatlichen Politik gegenüber Minderheiten, die wichtigsten zu lösenden Fragen, die Situation der Minderheiten unter den Bedingungen der Coronavirus-Pandemie, die Reform des Bildungssystems im Hinblick auf die Bildung von Minderheiten, der Stand der Vorbereitungen für die Volkszählung 2021. An dem Treffen nahmen Bernard

Gaida, Vorsitzender des Verbandes, Rafał Bartek, Vorsitzender der SKGD Oppeln und Ryszard Galla, deutscher Sejmabgeordneter der Republik Polen, teil.

Absichtserklärung

Am 23. Juni 2020 wurde eine Absichtserklärung über die Gründung eines Dokumentations- und Ausstellungszentrums der Deutschen in Polen, zwischen der Selbstverwaltung der Woiwodschaft Oppeln und dem Verband deutscher Gesellschaften, unterzeichnet. Die Selbstverwaltung der Woiwodschaft Oppeln vertraten Andrzej Buła, Marschall der Woiwodschaft Oppeln und Zbigniew Kubalańca, stellvertretender Marschall der Woiwodschaft Oppeln. Im Namen des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften unterzeichneten die Erklärung Bernard Gaida, Vorsitzender des Verbandes und Rafał Bartek, Vizevorsitzender des Verbandes.

v.l.n.r.: R. Bartek, B. Gaida, A. Buła – Marschal, Z. Kubalańca – Vizemarschal



Besuch von Thomas Oppermann

Am 24. Juni traf sich der Vizepräsident des Deutschen Bundestages, Thomas Oppermann, zum ersten Mal mit Vertretern der deutschen Minderheit in Polen. Das Treffen fand in der Geschäftsstelle des Verbandes der deutschen sozialkulturellen Gesellschaften in Opoln statt. Es war der erste Besuch des Vizepräsidenten des Deutschen Bundestages in Schlesien, bei dem er großes Interesse an dem Thema

der deutschen Minderheit in Polen geäußert hat. Thomas Oppermann wurde über die Projekte der deutschen Minderheit und ihre Tätigkeitsbereiche informiert.



Besuch von Knut Abraham

Am 25. August besuchte der Geschäftsträger der Deutschen Botschaft in Warschau, Knut Abraham, die Opper Region. Er besuchte auch die VdG-Geschäftsstelle. Neben Gesprächen mit Vertretern der deutschen Minderheit stand auch ein Treffen mit Kommunalpolitikern aus der Region auf dem Programm. Besprochen wurden die laufenden Angelegenheiten der deutschen Minderheit als auch die weitere Zusammenarbeit. Am Treffen

nahmen auch die deutsche Konsulin in Opoln, Birgit Fisel-Rösle und der neue Referent für Minderheitenfragen, Valerio Trabant, teil.



Treffen mit Dr. Reinhard Brandl, MdB

Am 7. September 2020 besuchte eine Delegation der Föderalistischen Union Europäischer Nationalitäten (FUEN) den Deutschen Bundestag und warb dort u.a. für die Minority-SafePack-Initiative (MSPI), die gerade auf europäischer Ebene zur Beratung steht. Die FUEN-Vizepräsidentin Angelika Mlinar und Bernard Gaida, der Sprecher der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten (AGDM) in der FUEN kamen mit dem Bundestagsabgeordneten Dr. Reinhard Brandl (CDU/CSU) vom Haushaltsausschuss zusammen, um über eine Unterstützung für die MSPI seitens des Bundestages zu beraten.



v.li.: Eva Penzes, Roman Roblek, Bernard Gaida, Dr. Reinhard Brandl und Angelika Mlinar

Für die Minderheitenvertreter war das Gespräch mit dem Bundestagsabgeordneten Brandl aber auch eine Möglichkeit, auf die zukünftige Finanzierung der deutschen Minderheiten einzugehen. „Die Corona-Pandemie und ihre Folgen führten dazu, dass es, anders als in den Vorjahren, noch keinen Haushaltsentwurf für das kommende Jahr gibt. Trotzdem haben wir unsere Standpunkte nochmals vorgetragen und hoffen, die Unterstützung für die deutschen Volksgruppen in Europa wird in den kommenden Jahren ein wichtiges Anliegen der Bundespolitik bleiben“, sagt Bernard Gaida. Dabei gehe es vor allem um Hilfen für die kleinsten Minderheiten, z.B. in Litauen oder Slowenien, aber auch um die Fortführung der Finanzierung für Prestigeprojekte der Deutschen in Polen wie das Dokumentations- und Ausstellungszentrum, das gerade in Opatowitz entsteht.

DEUTSCHE WALLFAHRTEN IN SCHLESIEN

Anna Durecka

Seit Jahren pilgern die Deutschen aus Schlesien nach Wartha, Albendorf, Maria Hilf in Zuckmantel und zum Sankt Annaberg. 2019 fand zum ersten Mal auch die Pilgerfahrt nach Trebnitz statt. In diesem Jahr machte die Pandemie den deutschen Pilgern einen Strich durch die Rechnung – die Pilgerfahrten zu Maria Hilf und Trebnitz mussten leider abgesagt werden. Anstatt auf dem Sankt Annaberg trafen sich die Gläubigen zum ersten Mal zur Minderheitenwallfahrt in der Oppelner Kathedrale.

Minderheitenwallfahrt in der Oppelner Kathedrale

Foto: VdG





v. li.: Bischofsvikar P. Tarlinski, Dompropst W. Klinger, Bischof A. Czaja

Foto: VdG

Die Wallfahrt zum Annaberg am ersten Sonntag im Juni ist ansonsten jedes Jahr die erste Minderheitenwallfahrt der Deutschen. Wegen der Pandemie kamen Vertreter der deutschen Minderheit aus beiden ober-schlesischen Woiwodschaften sowie des Volkes Roma und Einwohner der Stadt Oppeln in der Kathedrale zusammen, wo der feierliche Gottesdienst zur 25. Wallfahrt der Minderheiten zelebriert wurde. Dies gab nicht nur Gelegenheit zum gemeinsamen Gebet für die Minderheiten in Polen, sondern auch zur Erinnerung an ein Vierteljahrhundert deutschsprachiger Wallfahrten auf den Sankt Annaberg, die in diesem Jahr Corona bedingt nicht auf dem Heiligen Berg der Oberschlesier stattfinden konnte.

Minderheiten als Bereicherung

Dass die Minderheiten eine Bereicherung der Gesellschaft sind und man sie nicht fürchten müsse, unterstrich in seiner Predigt der Hauptzelebrant der Messe, der Oppelner Bischof Andrzej Czaja. Trotz des feierlichen Rahmens des deutsch-polnischen Gottesdienstes in der Oppelner Kathedrale, der als erster seit der Versöhnungsmesse in Kreisau im Jahr 1989 vom polnischen Fernsehen übertragen wurde, kehrten die Gläubigen immer wieder zum eigentlichen Wallfahrtsort Sankt Annaberg zurück. Bischofsvikar Dr. Peter Tarlinski, der heute Minderheitenseelsorger im Bistum Oppeln ist, hat vor 25 Jahren die Predigt bei der ersten

Wallfahrt der Minderheiten auf dem Sankt Annaberg gehalten. Damals war es ein unbeschreibliches Gefühl, sagt er, denn es war nicht die erste deutschsprachige Wallfahrt seit 1945, sondern seit 1941. „Damals haben die Nationalsozialisten den Berg auch persönlich besetzt und nachdem vorher die Pilgerfahrten für die polnischsprachigen Oberschlesier aus dem Programm genommen werden mussten, gab es genau am 19. Juni 1941 auch das Aus für die deutschen Wallfahrten. Deshalb war es so wichtig zu sehen, wie sich die Menschen damals vor 25 Jahren gefreut haben, da in der Grotte zu stehen, wohin sie vielleicht schon als Kinder mit den Eltern und Großeltern gegangen sind. Auf einmal waren sie wieder dort und konnten in der deutschen Sprache Lieder singen und die Heilige Messe feiern“, sagt Bischofsvikar Tarlinski.

Gemeinschaft als Grundbedürfnis

Ziel der zweiten Pilgerschaft der Gläubigen aus Ober- und Niederschlesien war im September Wartha. Wegen der Corona-Epidemie fand das Hochamt mit weniger vielfältiger musikalischer Begleitung statt, dafür mit vielen Pilgern vor Ort, die sich die Wallfahrt trotz allem nicht nehmen lassen

Gesangsgruppe aus Ratibor unter der Leitung W. Świerczek

Foto: VdG





Die Pilgergruppe in Wartha

Foto: VdG

wollten. Bis zum Jahr 1945 war Wartha für viele Schlesier ein bekannter, oft besuchter Wallfahrtsort. Diese Tradition brach nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges fast völlig ab, denn die meisten bisherigen deutschen Bewohner Niederschlesiens und viele Oberschlesier wurden vertrieben, später ausgesiedelt oder haben selbst die Heimat verlassen. „Die kleinen Gruppen, die geblieben sind, haben aber trotzdem die Wallfahrten organisiert. Nun werden wir von den Mitgliedern der deutschen Minderheit aus Oberschlesien verstärkt, was Hoffnung macht, dass Wallfahrten zur Muttergottes von Wartha sich im Jahreskalender der Schlesier wieder etablieren“, sagt Pater Marian Arndt, Minderheitenseelsorger des Erzbistums Breslau.

Das Hochamt, das von einem Gesangsensemble aus dem Kreis Ratibor begleitet wurde, konzelebrierten Priester aus Ober- und Niederschlesien sowie aus Paderborn. Von dort kam Pfarrer Prof. Hubertus Drobner, der in seiner Predigt über die Gemeinschaft gesprochen hat: „So, wie wir geschaffen sind, brauchen wir die Gemeinschaft. Aber wieso hat uns Gott so geschaffen? Eine tiefe, spirituelle Antwort, die gut zu sein scheint, ist: Gott hat uns als Gemeinschaftswesen geschaffen, weil er selbst, von Ewigkeit her, eine Gemeinschaft pflegt. Es ist nur ein Gott, aber ein Gott in drei Personen. Und wenn es heißt, er schuf den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis, dann ist es wörtlich zu verstehen“. Daher sei es für die Menschen auch in den Corona-Zeiten schwierig, das Alleinsein auszuhalten. „Wir vermissen die Gemeinschaft, weil sie uns ein Grundbedürfnis ist“, sagte Prof. Drobner.

Die Gemeinschaft wollten auch die vielen Pilger, die aus der Oppelner und schlesischen Woiwodschaft mit Bussen angereist waren, erleben und trotz bestehender Gefahren zur Muttergottes beten.



Teilnehmer der Albendorfer Wallfahrt mit Pater Marian Arndt (re.)

Foto: VdG

Tradition fortführen

Die letzte Wallfahrt 2020 führte die Deutschen am 9. August nach Albendorf. In der Basilika „Mariä Heimsuchung“ beteten sie zusammen mit dem Görlitzer Bischof Wolfgang Ipolt. Mit den Pilgern aus Oberschlesien kam auch der Chor „Heimatklang“ aus Gleiwitz-Ostroppa unter der Leitung von Anna Wolak und an der Orgel spielte ebenfalls ein Oberschlesier – Jerzy Matula. Die liturgische Leitung hatte der Seelsorger für die deutschen Katholiken im Erzbistum Breslau, Pater Marian Arndt. In seiner Begrüßung betonte er, dass eine Wallfahrt nicht erst mit dem Gottesdienst in der Kirche beginne. „Schon der Name Wallfahrt verrät, dass auch der Weg zur Wallfahrt gehört. Sie beginnt also sofort, wenn wir das Haus verlassen und endet erst, wenn wir wieder zurückkommen“, meint Pater Arndt.

Die Basilika „Mariä Heimsuchung“ in Albendorf war über Jahrhunderte Ziel von Wallfahrten sowohl von Nieder- als auch Oberschlesiern. Diese Tradition führt nun der Verband deutscher Gesellschaften fort, der in Zusammenarbeit mit den Minderheitenseelsorgern in Oppeln und Breslau die jährlichen Wallfahrten organisiert.

DEUTSCH IM ALLTAG BLEIBT DAS ZIEL

30 Jahre aktive Deutsche Minderheit in Polen

Im Gespräch: Bernard Gaida, Vorsitzender des Verbandes der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG)

Sie leiten die Dachorganisation der deutschen Minderheit in Polen, die in diesem Jahr ihr 30. Jubiläum feiert. Laut der letzten Volkszählung von 2011 leben in Polen ca. 144.000 Deutsche. Entspricht diese Zahl der Wirklichkeit oder haben Sie andere Schätzungen?

Alle nationalen Minderheiten halten das Ergebnis der Volkszählung für unterschätzt. Wir gehen davon aus, dass in Polen zwischen 250.000 und 300.000 Deutsche leben. Über das Ergebnis der Volkszählung könnte man lange diskutieren. Ausgewirkt haben sich daraus sowohl die angewandten Methoden als auch die immer noch präsenten Befürchtungen, eine andere Volkszugehörigkeit anzugeben als die polnische – vor allem aber die deutsche. Die historische Last, die Erinnerung an die Vertreibung, Deportationen, Verhaftung und Diskriminierung in den Zeiten der Volksrepublik



Foto: VdG

bleibt ein Trauma der älteren Generation und wird nach wie vor auf die jüngere Generation übertragen. Nicht ohne Bedeutung ist ferner der Umstand, dass man regionale Identitäten angeben durfte, die man oft als eine weniger gefährliche Option sah. Viele Deutsche, vor allem in Oberschlesien, wählten daher diesen dritten Weg. Unsere Schätzungen stützen sich auf viele Parameter, u. a. auf die Zahl der Mitglieder unserer Organisationen und der Schüler, die an dem erweiterten Deutschunterricht als Minderheitensprache teilnehmen. Allein der Umstand, dass in ganz Polen ca. 52.000 Kinder und Jugendliche Deutsch als Minderheitensprache lernen, macht unsere Schätzungen sehr realistisch.

52.000 Schüler lernen Deutsch als Minderheitensprache

Am Eingang zu ca. 300 Ortschaften in Oberschlesien stehen zweisprachige Ortstafeln. Zweifelsohne ist das ein wichtiges Element, mit dem die Existenz der Deutschen in der Region hervorgehoben wird. Obwohl einige weitere Gemeinden alle Anforderungen erfüllt haben, wurde seit Herbst 2015 kein einziges neues deutsch-polnisches Ortsschild aufgestellt. Warum?

Nach meinem Wissen wurde über die Anträge vier weiterer oberschlesischer Kommunen nicht entschieden, obwohl sie alle Voraussetzungen erfüllt haben. Ich bin der Auffassung, wir haben es hier mit überlanger Dauer der Verfahren im Ministerium für Inneres und Verwaltung zu tun. Als Beteiligte fungieren leider laut Gesetz nicht die jeweiligen Organisationen der deutschen Minderheit, sondern die Gemeindeverwaltungen. Da keine Entscheidung keine negative Entscheidung bedeutet, können die Antragsteller keinen Widerspruch gegen die Bescheide einlegen. Beschwerden könnte man sich eventuell nur wegen der erwähnten überlangen Dauer. Was die wahren Gründe sind, kann man nur vermuten. Es wird wohl die Abneigung gegen die Einführung dieser Schilder sein.

In Oppeln entsteht zurzeit das Dokumentations- und Ausstellungszentrum der deutschen Minderheit. Womit wird sich diese Einrichtung beschäftigen?

Die Idee, eine solche Institution ins Leben zu rufen, gab es schon vor fast zehn Jahren. Bereits in den Vereinbarungen des sogenannten deutsch-polnischen Runden Tisches mit Vertretern der deutschen und polnischen

Regierung sowie der Polen in Deutschland und von unserer Seite wurde die Notwendigkeit angesprochen, das Schicksal der Deutschen in Polen in der Nachkriegszeit zu präsentieren. Das Oppelner Zentrum soll zur wichtigsten Informationsquelle über die deutsche Minderheit in den heutigen Grenzen Polens werden. Neben einer Dauerausstellung werden dort Wechsausstellungen gezeigt, die in Kooperation mit Partnern aus Deutschland und Polen präsentiert werden. Sie werden sich u. a. den deutschen Minderheiten in anderen Ländern und anderen in Polen lebenden nationalen und ethnischen Minderheiten widmen.

Dokumentationszentrum der Deutschen in Polen

Wer finanziert die Entstehung des Dokumentationszentrums und wer wird in Zukunft der Träger dieser Institution sein?

In der Erklärung des deutsch-polnischen Runden Tisches hat sich die polnische Seite verpflichtet, eine Ausstellung über die Deutschen in Polen zu realisieren. Vor einigen Jahren wurden von uns entsprechende offizielle Anfragen an Museen und territoriale Selbstverwaltungen gerichtet. Aber nur das Marschallamt der Woiwodschaft Oppeln hat darauf reagiert. Daher hat die Sejmik-Koalition nach den letzten Kommunalwahlen die Finanzierung der laufenden Tätigkeit des Dokumentations- und Ausstellungszentrums der Deutschen Minderheit in ihr Programm aufgenommen. Da die polnische Regierung am Ende aber nicht bereit war, ihren Anteil zu übernehmen, beschloss der Deutsche Bundestag, das Projekt zu unterstützen. Die Entstehung des Zentrums wird also aus den Mitteln der Bundesregierung gefördert und die Kosten seiner laufenden Arbeit wird das Marschallamt der Woiwodschaft Oppeln finanzieren.

Seit ihrer offiziellen Anerkennung wird die deutsche Minderheit in Polen von der Bundesregierung finanziell unterstützt. Wofür wird diese Förderung genutzt?

Die Regierung in Berlin unterstützt die deutschen Minderheiten, darunter auch jene in Polen, da sie sich dessen bewusst ist, dass die sprachliche und kulturelle Diskriminierung der Deutschen in der Nachkriegszeit eine Folge des Zweiten Weltkrieges war. Bereits in den Jahren 1989/1990

förderte die Bundesrepublik die Minderheitenstrukturen in Polen und die Bemühungen um die Wiederherstellung und die Entwicklung der deutschen sprachlichen und kulturellen Identität. Diese Mittel ermöglichten uns, mehrere Hundert Begegnungszentren zu eröffnen, überdies werden daraus unzählige Veranstaltungen und Projekte sowie Radio- und Fernsehsendungen realisiert, Sprachkurse organisiert und Veröffentlichungen herausgegeben.

Unterstützung aus Berlin und Warschau

Inwiefern unterstützt der polnische Staat die deutsche Minderheit?

Die Förderung des polnischen Staates für die nationalen Minderheiten ist für die Bewahrung ihrer Identitäten bestimmt – also für Kultur, Medien und Veröffentlichungen. Seit vielen Jahren beträgt die jährliche Fördersumme für alle 13 anerkannten nationalen Minderheiten in Polen insgesamt ca. 15 Mio. Zloty (ca. 3,4 Mio. Euro). Die deutsche Minderheit erhält davon ca. 2,5 Mio. Zloty (ca. 570.000 Euro, Anm. d. Red.). Die Unterstützung aus der Bundesrepublik ist um das Mehrfache höher. Der polnische Staat finanziert noch den Unterricht der deutschen Sprache als Sprache der Minderheit. Dies erfolgt ausschließlich durch die Kommunen.

In den oberschlesischen Gebieten, die geschlossen von Deutschen besiedelt sind, gibt es bilinguale Schulen. Warum ist es aber bisher nicht gelungen, eine klassische Minderheitenschule zu eröffnen, in der alle Fächer – bis auf eines oder zwei – auf Deutsch unterrichtet würden?

Im Zuge der Ratifizierung der Europäischen Charta der Regional- und Minderheitensprachen verpflichtete sich die Republik Polen, in den Siedlungsgebieten der deutschen Minderheit Schulen mit deutscher Unterrichtssprache zu gründen. Die Ratifizierung fand 2009 statt, gegründet wurde jedoch bisher keine einzige solche Schule. Ihre Frage vermittelt zum Teil ein falsches Bild. Denn in ganz Oberschlesien gibt es nur einige wenige bilinguale Schulen und vier von ihnen sind in Trägerschaft der Schulvereine, die mit der deutschen Minderheit verbunden sind. Warum nur vier? Weil trotz der vielen Gespräche mit den beiden Regierungen keine Dauerfinanzierung für die Gründung solcher Schulen gewährleistet werden konnte. Ein Hoffnungs-schimmer sind die Mittel, aus denen dank eines Bundestagsbeschlusses die

Schule in Oppeln-Malino erweitert werden konnte. Werden uns auch in kommenden Jahren ähnliche Fördermittel zur Verfügung stehen, so werden auch weitere Schulen eröffnet werden können.

Zähes Ringen um Minderheitenschulen

Immer noch werden jedoch in Polen keine Lehrer ausgebildet, die alle Fächer in deutscher Sprache unterrichten könnten. Die vom Warschauer Bildungsministerium angekündigten Gespräche über die Strategien im Bereich des Bildungswesens der nationalen Minderheiten wurden mehrmals verschoben. Langfristig hoffen wir, dass die Bürgerinitiative Minority Safepack von der Europäischen Kommission positiv aufgenommen wird, wodurch einige Kompetenzen im Bereich der nationalen Minderheiten auf die Ebene der EU-Regelungen erhoben werden. Die aktuelle Stagnation könnte einerseits durch die Schaffung eines Mechanismus überwunden werden, mit dem die Umsetzung der Minderheitenrechte im Bildungsbereich in den einzelnen Mitgliedsstaaten durchgesetzt werden kann. Andererseits könnte auch eine Gesetzesänderung in Polen die Lage verbessern. Staatliche deutsche Minderheitenschulen gibt es ja zum Beispiel in Rumänien und in Litauen existieren Schulen für die polnische Minderheit. Warum sollte das in Polen nicht möglich sein?

Die deutsche Minderheit in Polen bildet de facto eine politische Gruppierung. Sie hat ihren Vertreter im Parlament, in Oberschlesien hat sie ihre Landräte und Bürgermeister, zudem regiert sie seit vielen Jahren in der Woiwodschaft Oppeln mit. Wie wirkt sich dieser Umstand auf das politische Leben und allgemein auf das Leben in der Region aus?

Diese Repräsentation ist für uns von enormer Bedeutung. Es ist kaum möglich, alle positiven Faktoren in diesem Zusammenhang aufzuzählen. Vor allem gestalten wir seit 30 Jahren die Region mit, was in der kommunistischen Zeit nicht möglich war.

Aber außer der symbolischen gibt es auch eine messbare Bedeutung. Die territorialen Selbstverwaltungen sind für das Bildungswesen zuständig. Oft haben die lokalen Minderheitenorganisationen in kommunalen Gebäuden ihre Büros, unsere Denkmäler und Gedenktafeln werden auf kommunalen

Friedhöfen errichtet und es ist auch leichter, größere Projekte an Kulturhäusern umzusetzen. Auch das von mir erwähnte Dokumentations- und Ausstellungszentrum der Deutschen Minderheit entsteht in Kooperation mit dem Marschallamt der Woiwodschaft Oppeln, weil Vertreter der deutschen Minderheit Teil der regierenden Koalition sind.

Als politische Gruppierung erfolgreich

Unsere Ratsmitglieder und Bürgermeister genießen den Ruf guter Volksvertreter, sie lassen ihre Aktivitäten nicht politisieren und arbeiten jeweils für das Wohl aller Einwohner. Ich glaube, dadurch verbessert sich das Klima in der Region, Menschen werden aufgeschlossener und toleranter und die Unterstützung für die europäische Integration bleibt auf hohem Niveau.

Es ist allgemein bekannt, dass die deutsche Minderheit vor allem im westlichen, dem Oppelner Teil Oberschlesiens lebt. Aber Deutsche gibt es auch in anderen Regionen, die heute innerhalb der Grenzen der Republik Polen liegen: im ehemaligen Ostpreußen, in Pommern und in Niederschlesien. Hat jede dieser Gemeinschaften ihre Eigenart?

Ja, wir können von Gruppen sprechen, die jeweils regionale Unterschiede aufweisen. Diese sind auf ihre Größe, innere Struktur und auf die jeweilige Stellung innerhalb der lokalen Gemeinschaft zurückzuführen. Was sie verbindet, ist der Wille zur Bewahrung der deutschen Tradition und Kultur. Freilich ist es schwieriger, die Kultur zu pflegen, wenn die Angehörigen der Minderheit verstreut im Umkreis von mehreren dutzend Kilometern leben, wie es in Pommern oder Niederschlesien der Fall ist, oder wenn in einem Ort nur eine deutsche Familie lebt. Viel schwieriger gestaltet sich in solchen Gegenden das Vereinsleben. Häufig entstehen aber Kooperationen mit anderen Minderheiten, etwa mit den Ukrainern. Große Bedeutung haben dort führende Mitglieder, denn dem äußeren Anschein zum Trotz gibt es auch dort viele Familien mit deutschen Wurzeln. Diese sind allerdings oft tief versteckt und es bedarf viel Arbeit und vieler Gespräche, um die Menschen aus der jungen Generation zu einer emotionalen Rückkehr zu der Tradition ihrer Großmütter oder Urgroßmüttern zu bewegen. Solche Geschichten kenne ich aber z. B. aus Grünberg oder Glatz.

Faktor Sprache ist entscheidend

Was sind die wichtigsten Ziele der deutschen Minderheit für die nahe Zukunft? Welche Pläne konnten bisher nicht umgesetzt werden?

Die schon erwähnte Bildung ist ein bisher nicht realisiertes Ziel, das für lange Jahre unsere Hauptaufgabe bleiben wird. Wohl wird das der entscheidende Faktor für das Fortbestehen der deutschen Minderheit sein. Humboldt sagte: „Die Heimat ist eigentlich die Sprache“. Ihre kulturbildende Funktion wird die deutsche Sprache bei uns erst dann haben, wenn sie wieder eine alltägliche Verkehrssprache ist, wenn man deutsche Filme und Nachrichtensendungen anschaut und deutsche Zeitungen liest. In Schlesien war das einmal Realität. Unsere Großeltern, die oft einfache Bauern waren, konnten ja Zeitungen in deutscher und in polnischer Sprache lesen. Aber die Stärkung der Sprache erreicht man nicht nur durch Schulen, sondern auch durch Arbeit innerhalb der mittleren Generation. Diesem Ziel dient nicht nur ein klassischer Deutschkurs, sondern auch das in einem Jahr initiierte Projekt LernRaum.

Eine weitere wichtige Aufgabe ist die Anpassung der Funktionsweise unserer Organisationen an die sich verändernden Bedürfnisse und die Mentalität der Menschen, die heute das Erwachsenenalter erreichen. Nicht unberücksichtigt darf dabei ihre Mobilität bleiben. Oft leben sie wegen der Ausbildung oder des Berufs außerhalb der Heimat, in einer Großstadt, in Deutschland oder in einem anderen europäischen Land. Gleichzeitig bleiben sie aber emotional mit Oberschlesien, Danzig oder Allenstein verbunden. Nicht vergessen dürfen wir aber auch jene, die in ihren Heimatregionen leben. Die aktuelle Pandemie zeigt sehr deutlich, wie nützlich in unserer Arbeit Online-Initiativen sind, dass man dadurch auch die in Diaspora lebenden Angehörigen der Minderheit erreichen kann. Freilich erreicht man aber mit Online-Projekten insgesamt ein kleineres Publikum. Und direkte Begegnungen der Gemeinschaft werden sie auch nicht ersetzen.

Ich danke Ihnen für das Gespräch.

*Weitere Informationen unter www.vdg.pl
Mit Bernard Gaida sprach Dawid Smolorz
Foto: wochenblatt.pl*

ZUR LAGE NATIONALER MINDERHEITEN

15 Jahre nach der Einführung des Minderheitengesetzes in Polen

Bernard Gaida

Nach den Umbruchsjahren schien uns die Sammlung verstreuter völkerrechtlichen Vertragswerke, Verfassungsbestimmungen und gesetzlicher Regelungen betreffend nationaler Minderheiten ein gewisses Patchwork zu sein. 2000 kam noch die Ratifizierung des Rahmenübereinkommens zum Schutz nationaler Minderheiten des Europarates hinzu. Immer dringender war der Bedarf nach einem Rechtsakt, in dem die allgemein gehaltenen Verfassungsbestimmungen konkretisiert und die in verschiedenen Gesetzen verstreuten Vorschriften über nationale Minderheiten versammelt wären. Es sollten dabei die für die Minderheiten wichtigen Belange, die noch nicht geregelt wurden, erfasst werden. Wir wussten gleichzeitig, dass politische Gremien seit Jahren daran gearbeitet haben und die Arbeiten zogen sich in die Länge, weil immer neue Gesetzesentwürfe in den zuständigen Parlamentsausschuss geschickt wurden. So ging das seit 1993. Dies zeugte nicht nur von der Komplexität des Themas, sondern auch von dem ausbleibenden Wohlwollen oder dem unzureichenden Mut der Mehrheit im polnischen Parlament, dem Sejm.

Wenn man den Anteil der nationalen Minderheiten in Polen an der Gesamtbevölkerung in Betracht zieht, wird uns deutlich, dass die Befürchtungen und Zweifel vor der Verabschiedung des jetzt geltenden Gesetzes über nationale und ethnische Minderheiten sowie die Regionalsprache in der Politik der Volksrepublik Polen ihren Ursprung haben, der das Prinzip eines homogenen Nationalstaates zugrunde lag. Diese Politik hat das Bewusstsein der meisten Politiker unterschiedlicher Parteizugehörigkeit dauerhaft gestaltet. Die Verabschiedung des Gesetzes über nationale und ethnische Minderheiten sowie die Regionalsprache vor fünfzehn Jahren schaffte tatsächlich den Spielraum für grundlegende Veränderungen der uns umgebenden Realität und zwar in einigen Bereichen.

Zweisprachige Ortsschilder

Einen sehr wichtigen und unmittelbar umgesetzten Beitrag zur Ausübung der Rechte konkreter Menschen leistete das Gesetz durch die Beendigung

der Diskussion über die Schreibweise von Vor- und Nachnamen. Art.12 gewährt das Recht auf die Anwendung amtlicher Ortsnamen und Namen von physiographischen Objekten und der Straßennamen in der Minderheitensprache neben der polnischen Sprache. Das Gesetz schreibt eine ganze Reihe von Voraussetzungen vor, die zu erfüllen sind, um diese Namen verwenden zu dürfen. Die wichtigste Voraussetzung ist die 20%-Schwelle der Gemeindeglieder, die einer Minderheit angehören, dann darf der Gemeinderat einen entsprechenden Antrag stellen, ohne alle Einwohner anhören zu müssen.

Es würde sich irren, wer meinen würde, dass allein der Wortlaut des Gesetzes für den Erfolg entscheidend ist. Das Gesetz erweckte bei vielen erhebliche Zweifel und Widerstände. Die Einwohner und die Organe der Gemeinde Radlau/Radłów überwältigten als Erste diese Widerstände oder besser gesagt, begannen sie zu überwinden. Die Schwierigkeiten mit Verfahren und mit der Finanzierung hatten zur Folge, dass die Enthüllung der zweisprachigen Ortstafeln erst am 11. September 2008 gefeiert wurde, obwohl die Gemeinde als erste in Polen ins Register der zweisprachigen Gemeinden schon am 22. Dezember 2006 eingetragen wurde. Aus diesem Grunde war Łubowice/Lubowitz, ein Dorf in der Woiwodschaft Schlesien, die erste Ortschaft, die zusätzlich den deutschen Namen am Ortsschild bekam, was symbolisch war, weil hier Joseph Freiherr von Eichendorff, einer der größten deutschen Dichter der Romantik, geboren wurde. Radlau bleibt jedoch die erste Gemeinde, in der alle Ortsnamen einen zusätzlichen deutschen Namen bekamen.

Der Enthüllung der Ortstafel in Radlau ging eine mediale und politische Hetze voraus, in der es nicht an Parolen über den „deutschen Revisionismus“ oder der „Verschwörung der deutschen Minderheit“ und an unzähligen Aussagen über die Spaltungen in der Gesellschaft, die diese Ortsschilder verursachen würden, fehlte. Den Vorwürfen belegend veranstalteten die deutsche Minderheit und die Gemeinde gemeinsam eine Konferenz noch vor der Enthüllung der Ortstafeln. Die Konferenz zeigte Zweisprachigkeit als einen normalen Umstand und nicht als Ausnahme in Europa. Ich präsentierte selbst Fotos mit zweisprachigen Ortstafeln aus Deutschland, Belgien, Italien, Rumänien, Ungarn und anderen Ländern, um den unbekanntem europäischen Standard näher zu bringen. Während

der Konferenz waren jedoch trotzdem skandalöse Äußerungen der örtlichen Politiker zu hören, auf die der damalige SKGD-Vorsitzende Norbert Rasch mit Recht antwortete, indem er über die Tafeln sagte: „Sie spalten nicht. Sie sind Beweis dafür, dass wir eine Gemeinschaft sind. Das ist eine Geste der polnischen Mehrheit und der polnischen Regierung, für die wir dankbar sind. Das ist die europäische Normalität. Jeder neunte EU-Bürger gehört einer Minderheit an.“ Es sollte sich später herausstellen, dass diese Veränderung im öffentlichen Raum auf tiefes Unverständnis und Feindseligkeit gestoßen ist. Womöglich waren daran einige Aussagen von Politikern und Medienberichte schuld. Vielleicht lagen dem das alte Stereotyp eines national und kulturell homogenen Staates und die gegen die Deutschen geschürte Feindseligkeit zugrunde? Die deutschen Namen wurden auf den ersten Schildern in der Nacht ziemlich massiv übermalt oder sie wurden auf eine andere Art und Weise zerstört.

Heute gibt es nach Angaben des polnischen Ministeriums des Innern und der Verwaltung 59 Gemeinden mit zweisprachigen Ortsnamen, wovon 31 Gemeinden einen zusätzlichen deutschen Namen haben. Die restlichen Gemeinden haben überwiegend zusätzliche Ortsnamen in der kaschubischen Sprache und vereinzelt kommen Ortsnamen in litauischer, lemksicher und weißrussischer Sprache vor. Insgesamt handelt es sich dabei um mehrere Hundert Ortschaften, die von der kulturellen Vielfalt und von den Mäandern der Geschichte zeugen. Nach mehreren Jahren der Geltungszeit des Gesetzes und nachdem mehrere Gemeinden ins Register zweisprachiger Gemeinden eingetragen wurden, wurden die zweisprachigen Ortsnamen zum festen Bestandteil der Landschaft in Oberschlesien, der Kaschubei oder in Puńsk. Nur selten werden sie noch beschädigt.

Nur Ortsschilder zweisprachig?

Auf diesem Beispiel lässt sich einfach verfolgen, was für eine Rolle gute Minderheitenpolitik spielen kann, die Vorurteile und Einschränkungen abbaut, die sich aus fremdenfeindlichen Haltungen, aber auch viel öfter aus Unkenntnis und unreflektierten Einstellungen ergeben. Das sind also Folgen einer mangelhaften Sozialkunde, bei der die Toleranz und die Akzeptanz der Andersartigkeit zu kurz gekommen sind. Die Veränderung in der Wahrnehmung der zweisprachigen Ortsnamen in der Gesellschaft zeigt, dass man

bei den Minderheitenrechten zweierlei Ansätze verfolgen kann: Man wartet den Zeitpunkt ab, in dem die Akzeptanz in der Gesellschaft vorhanden sein wird oder man nutzt diese Rechte als ein Element zur Gestaltung der toleranten und offenen Haltungen. Man braucht für diese Rolle eine gewisse Entwicklung. Am Beispiel der physiographischen Namen sehen wir, dass die letzte Eintragung im Register der Gemeinden mit Namen in Minderheitensprachen am 28. März 2019 vorgenommen wurde. Die letzte Gemeinde, in der man die deutschen Namen einführen durfte, war Pawłowiczki. Die Eintragung erfolgte am 30. September 2014. Zum heutigen Stichtag sind mir noch vier Anträge bekannt, die unbearbeitet bleiben, obwohl sie sämtliche rechtlichen Voraussetzungen für die zweisprachigen Namen erfüllen. Die lange Bearbeitungszeit trägt die Merkmale eines langwierigen Verfahrens. Andererseits lässt der Umstand darauf schließen, dass höchstwahrscheinlich alle Gemeinden, bei denen die Nationale Volkszählung ergab, dass 20% der Bewohner einer Minderheit angehören, in diesem Register schon erfasst wurden. Heißt das, dass die Einführung dieser Namen nicht mehr nötig ist? Nicht doch! Die Bürger und Bürgerinnen, die einer Minderheit in einzelnen Orten und nicht in der ganzen Gemeinde angehören, haben ein schwierigeres Verfahren durchzustehen, in dem die Durchführung der Konsultationen mit den Einwohnern notwendig ist. Die Anordnung der Anhörung hängt vom guten Willen des Gemeinderates ab, selbst wenn so ein Antrag gestellt wird. Erforderlich ist auch die Zustimmung der Mehrheit der Teilnehmer der Anhörung und anschließend muss der Gemeinderat einen entsprechenden Antrag stellen. Der Gemeinderat muss nicht unbedingt so einen Antrag befürworten.

Die verbesserte Wahrnehmung der zweisprachigen Ortstafeln in den Augen der Gesellschaft überträgt sich jedoch nicht auf die Anwendung der Zweisprachigkeit an privaten Bauwerken und in Unternehmen und auch in den Straßennamen. Die Gemeinden selbst beschränkten sehr oft den Anwendungsbereich der zweisprachigen Namen auf Ortstafeln und erweitern dies weder auf die Korrespondenz noch auf Informationsschilder in und an den kommunalen Gebäuden. In der Gesellschaft herrscht nach wie vor große Zurückhaltung, was die Hervorhebung der kulturellen Vielfalt anbelangt. Es herrscht Angst, mit der Umsetzung der geltenden Rechtsbestimmungen einen Schritt weiter zu gehen, oder Novellierungen

zu planen, um die Rechtsstellung der Minderheit zu verbessern. Die Realität zeigt, dass die Vorschriften, die einen Interpretationsspielraum zugunsten der nationalen Minderheiten zulassen und für die Anwendung der Minderheitensprache sprechen, üblicherweise einschränkend ausgelegt werden. Dieses habe ich erlebt, als ich am 9. November 2009, an dem Tag, an dem die offiziellen Ortsschilder in meiner Heimatstadt Guttentag/Dobrodziń enthüllt wurden, auf meinem Grundstück ein Schild mit der Privatadresse aufstellte, auf dem der Straßenname ul. Opolska und Opielner Strasse in zwei Sprachen geführt wurde. Dies rief eine seltsame Medienhetze hervor. Mir wurde vorgeworfen, rechtswidrig die Schilder aufgestellt zu haben, im Internet erfolgten Hasstiraden und die lokalen Presseberichte wurden in der Hauptausgabe der Nachrichten im öffentlich-rechtlichen Fernsehen aufgegriffen und ich zum „Germanisator“ erklärt.

Mangelnder Deutschunterricht

Wenn ich an die Bedeutung der Sprache für die nationale Identität unter den Angehörigen der deutschen Minderheit denke, kommt mir immer ein Zitat von Wilhelm von Humboldt in den Sinn, der einmal sagte: „Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache.“ Anschließend fügte er noch den Satz hinzu: „... die Entfernung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten und leichtesten, wenn auch am leisesten vor sich.“ Den verbliebenen Deutschen in Polen wurde mit wenigen Ausnahmen in Wirklichkeit vor allem die Bewahrung eigener sprachlicher Identität verwehrt. Heute wissen wir, dass wir als eine Gemeinschaft, die der Zwangsassimilierung unterzogen wurde, infolge der wir die Sprache im alltäglichen Gebrauch verloren haben, die Sprache wiederherstellen müssen. Aus diesem Grunde reichen die Kriterien „Sprachen- und Kulturschutz“ nicht aus, weil es in unserer Realität um die Wiederbelebung der deutschen Sprache als Alltagssprache der Deutschen in Polen geht.

Die Berichte des Sachverständigenausschusses und die darauffolgenden Vorschläge an das Ministerkomitee des Europarates über die Anwendung der Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen sind bezüglich der Bildung der deutschen Minderheit (und nicht nur) immer kritisch. Die Republik Polen ratifizierte das Übereinkommen des Europarates am 12. Februar 2009, also schon einige Jahre nach dem Inkrafttreten

des Gesetzes über nationale und ethnische Minderheiten sowie die Regionalsprache. Zurzeit wird schon an dem III. Monitoringbericht gearbeitet. Vor der Tatsache, dass im schulischen Bereich für die Minderheiten keine bedeutenden Änderungen vorgenommen wurden, schließe ich darauf, dass sich der Bericht der Sachverständigen und die Empfehlungen des Ministerkomitees mit dem II. Monitoringbericht von 2015 wiederholen wird. Es wird dort festgestellt, dass die Pflichten der Regierung hinsichtlich der vorschulischen Erziehung, innerhalb des Grundschulunterrichts und des Unterrichts im Sekundarbereich in der deutschen Sprache nicht erfüllt wurden.

Im Schuljahr 2016/2017 lernten 52 914 Schülerinnen und Schüler Deutsch als Minderheitensprache und in den zurückliegenden Jahren verzeichnete man eine steigende Entwicklung. Wo kommt also die negative Bewertung des Europarates her? Polen hat sich verpflichtet, auf dem Gebiet, wo die deutsche Minderheit lebt, den Schulunterricht in Deutsch anzubieten. In Wirklichkeit lernen schon seit Jahren die Schüler aus der deutschen Minderheit Deutsch nur in Form von drei zusätzlichen Deutschstunden die Woche. Nur eine geringe Schülerzahl hat die Möglichkeit, den Schulunterricht in zwei Sprachen zu genießen und es gibt keine Möglichkeit, Schulen mit Deutsch als Unterrichtssprache zu besuchen. Es ist nicht auszuschließen, dass der nächste Bericht des Sachverständigenausschusses sogar noch kritischer ausfallen wird, denn laut dem VII. Bericht, betreffend der Lage der nationalen und ethnischen Minderheiten sowie der Regionalsprachen in Polen von Juni 2020 ist die Zahl der Schülerinnen und Schüler, die Deutsch als Minderheitensprache lernen, zum ersten Mal (2018 wurden im Bericht 50.035 Schülerinnen und Schüler erfasst) gesunken. In letzter Zeit wurden auch Änderungen eingeführt, die die Verbesserung der Lage noch behindern. Gemeint ist die Auslegung des polnischen Ministeriums für Nationale Bildung, wonach Deutsch als Fremdsprache und Deutsch als Minderheitensprache in der 7. und 8. Klasse der Grundschule bei den gleichen Schülern nicht unterrichtet werden dürfen. Das hatte zur Folge, dass die Zahl der Unterrichtsstunden in diesen Klassen und die Lernqualität gesunken ist. Darauf begründet sich die seit 2018 rückläufige Zahl der Schülerinnen und Schüler, die Deutsch als Minderheitensprache lernen.

Um ehrlich zu sein, sollte auch erwähnt werden, dass in den vergangenen Jahren Versuche unternommen wurden, die Lage qualitativ zu ändern.

Nennenswerte Erfolge sind jedoch ausgeblieben. Das Ministerium für Nationale Bildung stockte die Höhe der Bildungszuwendung auf, die den zweisprachigen Unterricht und den Unterricht auf Deutsch besser fördert. Aus vielen Gründen ist jedoch keine Verbesserung eingetreten. Es mangelt unter anderem an Lehrerinnen und Lehrern, die unterschiedliche Fächer auf Deutsch unterrichten würden. Grundsätzlich fehlt es an einem Angebot vor der Einschulung der Kinder seitens des öffentlichen Schulwesens.

Wenn die diskriminierende Politik in der Zeit der Volksrepublik Polen zur Vertreibung der deutschen Sprache aus der privaten Sphäre und aus dem Alltag führte, dann fordert die Pflege der Identität durch Sprache nach anderen, tiefer greifenden Maßnahmen eines demokratischen Staates als nur erhaltende Maßnahmen. Die Tatsache, dass in den zurückliegenden dreißig Jahren nicht einmal die Lage aus der Zwischenkriegszeit wiederhergestellt werden konnte, in der es Schulwesen mit Deutsch als Unterrichtssprache gab, sollte zur erforderlichen Änderung mahnen.

Europäische Aufgabe

Zum Schluss muss betont werden, dass ich mich oben nur mit zwei, unter den vielen Bereichen der Minderheitenpolitik befasst habe. Nicht nur die deutsche Minderheit, sondern auch die anderen nationalen Minderheiten betonen, dass eine Verbesserung auch in anderen Bereichen erwartet wird. Zu erwähnen ist u.a. der Zugang zu den öffentlich-rechtlichen Medien, fehlende Kultureinrichtungen der nationalen Minderheiten, Anwendungsmöglichkeit der Hilfssprachen in Gemeinden. Ein besonders schwieriges Thema ist die Erhaltung des deutschen Kulturerbes in der Republik Polen. Weil so viele Bereiche immer noch zu verändern sind, versuchen die Minderheiten immer wieder eine Liste der offenen Probleme zu aktualisieren und der Regierung vorzulegen. Gleichzeitig ist zu betonen, dass vor 15 Jahren mit dem Minderheitengesetz die Lage der nationalen und ethnischen Minderheiten wesentlich verbessert wurde. Besonders weil die Minderheiten, dank des Gemeinsamen Ausschusses der Regierung und der nationalen und ethnischen Minderheiten, zum aktiven Partner der Regierung geworden sind. Die Minderheitenseite des Ausschusses hat im Sommer 2020 viele Bereiche und Vorschläge der Regierung vorgelegt. Auf diese Weise wurde klar signalisiert, dass die Vertreter der Minderheiten meinen, dass nach 15 Jahren

des Gesetzes eine Aktualisierung dessen nötig ist. Gleichzeitig merken wir, dass sowohl der Schutz der Minderheitenrechte als auch seine Entwicklung sich in vielen EU-Staaten in der letzten Zeit verbessert haben. Deswegen sind auch die Unterschiede in der Bildung, Sprachförderung, kultureller Autonomie und politischer Partizipation der Minderheiten unter den Mitgliedsländern der EU so groß. Ein Gefühl, dass trotz der deklarierten, gemeinsamen, europäischen Werte solche Unterschiede in der EU möglich sind, lag der europäischen Bürgerinitiative *Minority Safepack* zugrunde. Die Idee der Initiative ist es, die wichtigsten Bereiche des Minderheitenrechts in das Europäische Rechtssystem einzuführen. Die liegen heute komplett in den Kompetenzen der einzelnen Staaten. Man kann feststellen, dass es gilt, die herrschende Stagnation so wie in Polen, auch in anderen Ländern und ebenso in Brüssel zu brechen.

RESOLUTION

zum 15. Jahrestag der Verabschiedung des Gesetzes über nationale und ethnische Minderheiten sowie die Regionalsprache durch den Sejm der Republik Polen

Die auf dem Sankt Annaberg im Rahmen der Sitzung des Verbandsrates versammelten Vertreter der deutschen Volksgruppe in Polen wollen mit der vorliegenden Stellungnahme die in diesem Jahr sich zum 15. Mal jährende Verabschiedung des Gesetzes über nationale und ethnische Minderheiten sowie die Regionalsprache würdigen. In besonderer Weise nehmen wir die Bedeutung des Gesetzes als eine Gemeinschaft wahr, der in der Zeit der Volksrepublik Polen – mit einer Ausnahme – die Anerkennung als nationale Minderheit verwehrt, viel mehr, der geplanten Zwangsassimilierung unterworfen wurde, indem die deutsche Sprache aus der Öffentlichkeit verbannt und der Deutschunterricht verboten wurde.

Im demokratischen Polen bedeutete das Gesetz einfach die Umsetzung des Beschlusses über nationale Minderheiten, der durch die „Solidarność“ 1980 gefasst wurde und die Folge der formellen Anerkennung der Existenz der deutschen Minderheit und des Rechts, eigene Sprache und Kultur zu pflegen, wie es im Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und

der Republik Polen über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit von 1991 verankert wurde. Das Gesetz greift die Bestimmungen der Verfassung der Republik Polen von 1997 auf und führt Art. 35 detaillierter aus, wo die Rechte der nationalen Minderheiten beschrieben werden. Der Verabschiedung des Gesetzes ging jahrelange Arbeit der Abgeordneten, in die sich die Abgeordneten der deutschen Minderheit erheblich einbrachten, sowie die Überwindung der Widerstände bei vielen Politikern und Vertretern einer Gesellschaft, die noch am überholten Bild eines ethnisch homogenen Nationalstaates hing, voraus.

Die Verabschiedung des Gesetzes bedeutete den Sieg aller Anhänger der vollen Demokratisierung und einer Gesellschaft, die für Andersartigkeit und Kulturvielfalt offen ist. Praktisch gesehen sammelte das Gesetz verstreute Vorschriften mit Rechten der nationalen Minderheiten zusammen und räumte neue Rechte ein, wie unter anderem die Anwendung zweisprachiger Ortsnamen und der Hilfssprache. Das Gesetz war demnach auch die Implementierung des Rahmenübereinkommens zum Schutz nationaler Minderheiten, das durch Polen ratifiziert wurde. Die Vollstreckung zahlreicher Vorschriften – nicht ohne Widerstände – hatte qualitative Veränderung der Rechtsstellung der nationalen Minderheiten, hier auch der deutschen, zur Folge.

Von großer Bedeutung war und bleibt weiterhin – im Hinblick auf die Wahrnehmung der Minderheiten und deren Rechte durch die ganze Gesellschaft – allein die Definierung einer Minderheit, die Berufung des Gemeinsamen Ausschusses der Regierung und der Minderheiten und nicht zuletzt die Möglichkeit der Einführung der zweisprachigen Ortstafeln und der Hilfssprache. Heute werden die Gäste in Oberschlesien in 31 Gemeinden am Ortseingang mit einem polnischen und einem deutschen Ortsnamen auf der Ortstafel begrüßt. Hierbei muss man vermerken, dass der jüngste Ort, dem das Recht auf die Einführung des deutschen Ortsnamens gewährt wurde, 2014 die Namen einführte. Anträge, die von 4 Gemeinden gestellt wurden, warten auf einen Bescheid.

Es gibt auch andere Bereiche, auf denen das Gesetz den von den Vertretern zahlreicher nationaler Minderheiten erwarteten Umbruch nicht in Gang setzte und das Gesetz garantiert nach wie vor den polnischen Staatsangehörigen mit einer anderen Volkszugehörigkeit nicht, dass diese

Volkgruppen und ihre Sprachen erhalten bleiben. Zweifelsohne ist die Bildung so ein Bereich. Die Nichtanpassung an die Bedürfnisse einer großen Zahl deutschstämmiger Familien wird seit Jahren durch die Experten des Europarates bemängelt, die auf die Tatsache hinweisen, dass es in Polen keine Schulen mit Deutsch als Unterrichtssprache gibt und das Angebot des zweisprachigen Unterrichts unzulänglich ist. Diese Mängel stehen im Widerspruch zu der von der Republik Polen ratifizierten Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen. Leider beobachten wir auf dem Gebiet seit Jahren fortschreitende Verschlechterung der Lage. Die Kinder der deutschen Minderheit dürfen nicht die Fächer Deutsch als Minderheitensprache und Deutsch als Fremdsprache zugleich lernen.

Seit Jahren warten die Vertreter der nationalen Minderheiten auf Erhöhung der Fördermittel für Kultur der Minderheiten und für Bildung der Kultureinrichtungen der Minderheiten, auf die Optimierung der Tätigkeit des Gemeinsamen Ausschusses der Regierung und der Minderheiten, der ein wichtiger Ort des Meinungsaustausches ist. Der Ausschuss wurde jedoch nicht zum Ort, an dem neue Richtungen vorgegeben, Gesetzesänderungen eingeleitet und die Entwicklung der Rechte der nationalen Minderheiten angeregt werden. Im Vergleich mit der Entwicklung in vielen Ländern der Europäischen Union haben wir es mit Stagnation zu tun.

Wir appellieren nach 15 Jahren der Geltung des Gesetzes und nach abgelehntem Versuch der Novellierung des Gesetzes, vor dem Hintergrund der begründeten Bedürfnisse, der vorhandenen Mängel bei der Umsetzung der schon eingeräumten Minderheitenrechte und der Vorbehalte der internationalen Organisationen, einen breit angelegten Dialog anzustreben, um die Umsetzung der Rechte der nationalen und ethnischen Minderheiten zu optimieren. Nur dann können wir mit Zuversicht in die Zukunft blicken und glauben, dass wir als Staatsangehörige der Republik Polen unsere nationale Identität bewahren, den Rang der deutschen Sprache wiederaufbauen und die Rolle der deutschen Sprache in unseren Familien wiederherstellen werden. Wir werden dann mit der uns eigenen deutschen Kultur in ihrer regionalen schlesischen, pommerischen, masurischen und ermländischen Ausprägung weiterhin die Kultur der Republik Polen bereichern.

Sankt Annaberg, den 9. Oktober 2020

DAS LEID DER 1945 JENSEITS VON ODER UND NEISSE VERBLIBENEN DEUTSCHEN

KONFERENZ ZUM 75. JAHRESTAG DES KRIEGSENDES

AUF DEM ST. ANNABERG/OS

Rudolf Urban

Das Leben der Deutschen im Nachkriegspolen stand im Mittelpunkt der Vorträge und Diskussionen während einer Konferenz des Verbandes deutscher Gesellschaften (VdG), die unter dem Motto „Hier dürfen wir bleiben“ auf dem St. Annaberg/OS stattgefunden hat. Neben Referenten aus Schlesien sprachen auch Wissenschaftler und Publizisten aus anderen Regionen östlich von Oder und Neiße über das Schicksal der dortigen Deutschen.

Viele Geschichten und Fakten über das Leben der Deutschen im Nachkriegspolen ähneln sich. Es macht dabei kaum einen Unterschied, ob es sich um eine Person aus einem oberschlesischen Dorf oder einer masurischen Stadt handelt. Wer als Deutscher nicht geflohen war oder vertrieben wurde, sondern in seiner Heimat geblieben war, musste sich in den folgenden Jahren nicht nur mit einem Leben in einem neuen Staat arrangieren, sondern auch manche Verfolgung und Diskriminierung über sich ergehen lassen. Wieso sind diese Menschen aber überhaupt geblieben? Joanna Wańkowska-Sobiesiak, Publizistin und Buchautorin aus Allenstein, meint, es gab für die verbliebenen Menschen drei Gründe. „Zum einen war es das Warten auf Familienmitglieder, die aus dem Krieg noch nicht gekommen waren. Dann waren es die Gräber, die Friedhöfe, also die Ahnen, die man nicht zurücklassen wollte. Und schließlich ging es auch um den eigenen Besitz, den man sich über Jahre aufgebaut hatte. Emma Wlocki, eine Frau, die ich in einem meiner Bücher beschreibe, sagte mir dazu: ‚Also musste ich diese Leibeigenschaft annehmen, um auf meinem Hof bleiben zu können‘“.

Lodscher Deutsche

Die, die geblieben sind, die Folter, Gewalt und später Diskriminierung erlebt haben, waren dabei doppelt Opfer, denn sie litten als Deutsche, vor allem aber stellvertretend für die eigentlichen deutschen Verbrecher. So sah es z.B.



Teilnehmer der Konferenz auf dem Sankt Annaberg über das Leid der 1945 verbliebenen Deutschen
Foto: VdG

im Fall der Deutschen in Lodsch aus. „Die Stadt galt als deutsche Sprachinsel mitten in Polen – und das war sie auch. Die dortigen Deutschen, die im Zuge der Industrialisierung im 19. Jahrhundert in die Stadt und Umgebung kamen, bewahrten ihre Kultur und Sprache, obwohl sie seitdem keine direkte Verbindung mit Deutschland hatten und mitten unter Polen und Juden lebten. Erst während der Besatzung im II. Weltkrieg kamen Deutsche aus dem Reichsgebiet nach Lodsch, um leitende Positionen zu übernehmen. Und sie waren es vor allem, die sich der Verbrechen an Polen und Juden schuldig gemacht haben. Dafür haben aber dann nach dem Kriegsende die alteingesessenen Deutschen in Lodsch gelitten“, sagt Dr. habil. Krzysztof Woźniak von der dortigen Universität und nennt vor allem das bis 1950 bestehende Lager Sikawa, in dem ca. 30.000 Deutsche eingesperrt wurden, von denen 1080 namentlich bekannte Personen umgekommen sind.

Doch nicht nur Lager wie das in Sikawa oder die Arbeitslager in Oberschlesien wurden als tragische Kriegsfolge besprochen. Ebenso war es das Verbot der deutschen Sprache, deren Benutzung mit hohen Geldstrafen oder sogar Gefängnis belegt wurde sowie die Enteignungen und jahrelan-

ge Diskriminierung. Auch die Beobachtung durch die polnische Staatssicherheit (UB, später SB), die unter den in Polen lebenden Deutschen eine ständige Bedrohung durch den „westdeutschen Revisionismus“ suchte, forderte ihre Opfer.

Dr. habil. Arkadiusz Słabig vom Geschichtsinstitut der Pommerschen Akademie in Stolp referierte u.a. über zwei Deutsche in Stettin – Alfred Kipper und Eugen Scharbatke, die sich innerhalb der evangelischen Kirche mit Hilfe aus Deutschland für Bedürftige eingesetzt haben. Sie wurden letztendlich für Vergehen gegen die Volksrepublik Polen zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt.

Nicht Systeme, sondern Menschen

Die Konferenz diente allerdings nicht nur der Veranschaulichung der deutschen Nachkriegsopfer, die Teilnehmer diskutierten auch über die Motive der Täter. So meinte Dr. habil. Woźniak, man könne aus heutiger Sicht nicht so einfach über Menschen und deren Taten urteilen, da man damals nicht in deren Lage gewesen sei. „Einige Menschen, die Verbrechen begangen haben, dachten womöglich gar nicht darüber nach“, sagte Dr. Woźniak, fügt aber hinzu, dass es auch objektive Gründe für die Nachkriegsverbrechen an den Deutschen in Polen gäbe. Zum einen haben die ehemaligen Opfer die Besatzungszeit und die von Deutschen verübten Verbrechen abereagiert. *„Das ist ein psychologischer Grund, der auch damit zu erklären ist, dass das Böse immer Böses nach sich zieht“*, resümierte Krzysztof Woźniak. Zum anderen haben wir es nach Meinung des Historikers mit einem rechtsleeren Raum zu tun, in dem keine Normen herrschten. Und auch, wenn später das Recht wieder eingeführt wurde, war es so konzipiert, dass es zum Nachteil der Deutschen ausgelegt wurde. Trotzdem gehe es hier aber immer um Taten von Menschen, weshalb zum Abschluss VdG-Präsident Bernard Gaida auch unterstrich: *„Man kann das Leid nicht auf ein „System“ schieben, denn in jedem System arbeiten Menschen und es hängt letztendlich von ihnen ab, wie sie sich verhalten. Nicht alle Milizionäre haben Verbrechen an Unschuldigen begangen, nicht alle Beamte haben darauf bestanden, den Menschen ihre ursprünglichen Namen zu rauben und sie zu verändern. Es waren also Menschen, die die eine oder andere Entscheidung getroffen haben und mit deren Konsequenzen ihre Opfer leben mussten – oder gar ihr Leben verloren haben“*.

WIR DURFTEN HIER BLEIBEN...

Zeitzeugenbericht zur Situation in Masuren nach 1945

Frau Joanna Wańkowska-Sobiesiak

Einleitendes Wort

„Wir durften hier bleiben“ ist ein guter Titel, weil er sich nicht nur auf Euch – hier anwesende Angehörigen der deutschen Minderheit, sondern auch auf einen Großteil der polnischen Gesellschaft bezieht. Auf jeden Fall betrifft das sicherlich die sogenannten wiedergewonnen Gebiete. Schon 1945 und in den darauffolgenden Jahren stießen zu den Einwohnern aus der Vorkriegszeit, das heißt zu denjenigen, die nach der großen Flucht und nach Einmarsch der Russen hiergeblieben sind, neue dazu. Unter den Neuen war auch meine Familie, die schon im Mai 1945 aus Wilna gekommen ist.

Die Umsiedlungen waren Folge der Festlegung neuer Grenzen, über die Russland, England und die USA schon im Dezember 1943 auf der Konferenz von Teheran entschieden haben. Josef Stalin, Franklin Roosevelt und Churchill fassten auf der Jalta-Konferenz die Entscheidung über einen grenzübergreifenden Transfer der Bevölkerung, das heißt, über die Umsiedlung der Deutschen aus Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei in 1945. Die UdSSR bekam „Hoheit“ über Polen und ein Drittel des deutschen Gebietes. Churchill und Roosevelt bestätigten die Ordnungsmäßigkeit der Operationen des NKWD im Sinne der Haager Landkriegsordnung. Wir wissen, wie in Wirklichkeit die Maßnahmen aussahen.

Als Rechtsgrundlage der nach dem Krieg durchgeführten Umsiedlungen gelten die Bestimmungen der nächsten Konferenz, die in Potsdam vom 17. Juli bis zum 2. August 1945 tagte. Die Entscheidungsträger waren wieder Russland, England und die USA. Im Kapitel XIII findet sich die Bestimmung, dass aus Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei zwei Millionen Deutsche in die russische Besatzungszone in Deutschland ausgewiesen werden müssen. Auf dieser Konferenz forderten die Vertreter der USA und Englands von Stalin, die Rote Armee aus Polen zurückzuziehen.

Im Bezirk Masuren entschied über die Überführung nach Deutschland die Verifikation der Volkszugehörigkeit, die vom April 1945 bis zum April 1946 durchgeführt wurde. Diese Maßnahme wurde unter informell ausge-

übten Druck und im Schatten der Angst vor der Verschleppung und Verlust der Bauernhöfe durchgeführt. Im April 1946 erging eine Verordnung, die verfügte, dass Einheimische die polnische nationale Zugehörigkeit nachweisen mussten und darüber hinaus hatten sie eine Treueerklärung abzugeben, in der gelobt wurde, die Treue dem polnischen Volk und Staat zu wahren. Aus diesem Grund sagte mir Emma Wlotzki, die bei Neidenburg wohnt, eine der Heldinnen meines Buches „Masurische Sage“ Folgendes: „Wir mussten also diese Lehnshoheit anerkennen, um auf unserem Bauernhof zu bleiben.“

Diejenigen Polen, die nach der Grenzverschiebung in der UdSSR waren, durften auch bleiben, die Voraussetzung war, dass man die Staatsangehörigkeit der UdSSR annahm. Für meine Familie war das unannehmbar und wir sind ausgewandert. Für Menschen aus dem Wilnagebiet oder aus der Ostmark Polens (poln. Kresy Wschodnie) war die Ausreise einfacher. Sie fuhren ins Vaterland, wo sie weiterhin polnisch reden konnten. Für die Deutschen, die sich entschieden haben, in Polen zurückzubleiben, war das erheblich schwieriger. Plötzlich haben sich die Menschen in einem fremden Land eingefunden, in dem eine fremde Sprache gesprochen wurde. Kurzgesagt waren wir keine Fremden. Wir waren unter unseren Landsleuten. Ihr seid Fremde gewesen, was ihr oft schmerzvoll allein schon wegen den polnischen Diebesbanden (poln. Szabrownicy) zu spüren bekam.

Ermland und Masuren 1945-1950: Warten

Nach der Flucht über das Frische Haff sind nach einer im Mai 1945 durchgeführten Volkszählung im südlichen Teil Ostpreußens, der an Polen angeschlossen wurde, 936.500 Menschen zurückgeblieben. Bis Juli wurden 500.000 Personen evakuiert. In die UdSSR verschleppten die Sowjets ca. 60.000-80.000 Personen. Nach der Verifikation sind hier in 1946 113.000 Einheimische geblieben. Bis 1950 wurden aus Ermland und Masuren fast 72.000 Menschen deutscher Volkszugehörigkeit ausgesiedelt.

Nach der darauffolgenden Ausreisewelle, die ich im Weiteren ausführlicher behandeln werde, ist nur ein geringer Bruchteil von Menschen geblieben, der auf 20.000 geschätzt wird. Dieser Menschengruppe war meine Arbeit in den zurückliegenden dreißig Jahren gewidmet, in denen ich über einhundert Interviews durchführte. Die ersten Interviews veröffentlichte ich Anfang der 1990er in dem Buch „Zu wenig Pole, zu wenig Deutscher“ (poln. „Za mało

na Polaka, za mało na Niemca”). Ich fragte immer danach, warum sind Sie nicht ausgereist und haben die polnische Staatsangehörigkeit angenommen. Sie antworteten, um hier bleiben zu dürfen. Es wurden immer drei Beweggründe angeführt: Warten auf die Heimkehrer, Gräber der Angehörigen und väterliches Erbe.

Man wartete auf diejenigen, die nach dem Krieg als deutsche Kriegsgefangene nach Sibirien verschleppt wurden. 190.000 bis 200.000 Mann wurden bei Mobilmachung schätzungsweise eingezogen. Einige sind umgekommen und einige sind in die DDR gekommen, aber ein Teil von ihnen kehrte zu den Familien nach Ostpreußen zurück. Die Familien warteten nicht nur auf die Rückkehr der Kriegsgefangenen. 1945 verschleppten die Sowjets nach Sibirien 60.000 bis 80.000 Zivilisten, Frauen und Männer. Darüber schrieb ich in meinem Buch „Agathes Schuhe“. Manchmal kehrten in die Heimat auch diejenigen zurück, denen es gelungen ist, während der großen Flucht im Januar 1945 nach Deutschland zu kommen und damit der Verschleppung zu entkommen. Sie wussten, dass die Angehörigen, die aus Sibirien zurückkommen, nach ihnen in den Dörfern der Heimat suchen werden. Eine der Personen war Johanna Angrik aus Allenstein. Sie kehrte aus Brandenburg 1948 zurück, weil sie auf die Rückkehr des Ehemannes wartete und sie wusste nicht, dass er in Sibirien umgekommen ist und dort beerdigt wurde.

Auf die Entscheidung, hier zu bleiben, hatten die Friedhöfe einen großen Einfluss. Hier seien doch die Gräber meiner Nächsten. Hier ruhen unsere Ahnen. Wer werde die Gräber bewachen und pflegen? – sagte mir Krystyna Dickti. Sie pflegt den Gottesacker in Zondern bei Sensburg: „Wer soll sonst ihn pflegen, wenn nur zwei deutsche Familien geblieben sind. Früher pflegte ihn die Tante Erna Rafalka und jetzt ich“. Monika Gallun aus Plutken bei Allenstein erzählte: „Auf dem Friedhof in Süssenthal liegt doch meine ganze Familie. Jemand muss sich ja um die Gräber kümmern. Ich bin hier geboren worden und hier ist mein Heimatort.“ Im gleichen Sinne antwortet Eryka Krupke aus Skottau. Ihr Bruder, der nach Deutschland ausgewandert ist, versuchte sie zu überzeugen, ihm zu folgen: „Hier sind meine Kinder, hier sind die Gräber meiner Eltern auf dem evangelischen Friedhof, um den sich keiner kümmert. Wie soll ich das tun?“

Gräber waren der Grund, warum meine Rednerinnen – egal aus welchem Teil Ostpreußens – bleiben wollten. Auf einer Konferenz in Lübeck traf ich

1995 zwei Frauen – Einwohnerinnen von Kaliningrad: Gerda Preuss und Maria Nagajcewa. Die Deutsche und die Russin lebten 46 Jahre lang zusammen in Kaliningrad, wobei die Abstammung der erstgenannten verschwiegen wurde. Maria erinnert sich, als sie von der Front zurückkehrte: „Gerda kam zu mir am 14. Oktober 1948. Sie hatte einen hauchdünnen Mantel an. Alleine und ohne Hab und Gut. Sie ist eingetroffen und steht. Konnte ich ihr keine Unterkunft gewähren?“ Die Deportationen der ehemaligen Stadtbewohner nach Deutschland waren in vollem Gange. Gerda wollte nicht weg: Warum auch? Ich sei ja allein? Hier habe ich wenigstens die Gräber meiner Angehörigen. Beide waren damals 27 Jahre alt.

Walter Angrik, Gründer der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit, und privat mein Nachbar, pflegte zu sagen: „Wenn ich sterbe, will ich dort begraben sein, woher meine Urväter stammen.“ Sein Heimatdorf hieß Stabigotten (Stawiguda) in Ermland. In seiner Aussage taucht ein dritter Grund auf, in Polen zu bleiben: väterliches Erbe. Seiner Familie gehörten hier 200 oder 300 ha Land. Obwohl es ihnen gelungen ist, zu flüchten, sind sie zurückgekehrt. „Hier waren ja doch mein Familienhaus und väterliches Erbe, und noch der vierzehnjährige Bruder Georg, der sich während der großen Flucht von uns abgetrennt hat. Russische Soldaten nahmen ihn in ihre Obhut. Sie gaben ihm bei Abreise eine Ziege und ein Pferd, damit der überleben konnte“ – erklärte er seinen Grund.

Wenn wir schon bei dem für die altangesessenen Einwohner so wichtigen Thema wie väterliches Erbe sind, sollte daran erinnert werden, dass schon im Januar 1946 im Rahmen von einer Aktion, die von den Landkreisstellen der Polnischen Sozialistischen Partei geleitet wurde, in Sorquitten, Sensenburg, Osterode und Nikolaiken eine Resolution über die Aussiedlung der Deutschen gefasst wurde. Mirosław Bezluda, Leiter der Geschäftsstelle West des Zentralen Ausführungskomitees der Polnischen Sozialistischen Partei (PPS), schrieb an das Woiwodschaftliche Komitee in Allenstein: „Da feindliches Element den Verfall des Staates ersehnt, entwickelt es seine Aktivitäten dahin, auf den ewiglich polnischen Gebieten, die erst wiedergewonnen wurden, die Deutschen auf den blutig, unseren Ahnen, entrissenen Höfen und Werkstätten zu belassen. Wir müssen unsere Wachsamkeit steigern, um sich nicht durch die feindliche Propaganda betören zu lassen, die darauf abzielt, den Deutschen einen guten Ruf zu bezeugen (...) Wir müssen nach bedingungsloser Aussied-

lung der Deutschen aus unserem Staatsgebiet verlangen. Gleichzeitig erklärte der Polnische Westbund: „Auf den wiedergewonnenen Gebieten und in ganz Polen wird kein einziger Deutscher zurückbleiben.“

Väterliches Erbe tauchte in den Aussagen der Autochthonen am häufigsten auf. Stefan Nowak aus Logdau und Monika Gallun aus Plutken bei Allenstein erwähnten es auch: Ich sei eine Ermländerin seit Urväterzeiten, aber ich fühle mich wie eine Deutsche. Eine von meinen Töchtern sei nach Deutschland ausgereist. Sie fügt gleich hinzu: „Ich werde nie nach Deutschland umsiedeln. Ich bleibe hier, weil hier mein Hof ist, den meine Eltern bewirtschafteten. Hier ist meine Heimat.“

Paweł Gollan aus Neudims gehört zu den wenigen Einwohnern aus der Umgebung, der auf dem eigenen Hof weiter wirtschaftet. Er spricht Polnisch mit einem starken deutschen Akzent. Auf den Feierlichkeiten anlässlich des 250. Jubiläums der Pfarrgemeinde in Lemkendorf erklärte er mir gegenüber: „Wenn jemand aus Neudims nach Deutschland ausreiste, kaufte ich ihm Ackerland ab. Ich kaufte es häufig und jetzt gehört mir hier alles. Fünfzig Hektar. Das Ganze Seeufer dort gehört mir. Ich sitze hier und schaue auf den See. Ich werde so sitzen.“ Seine ganze Familie und seine zwei Töchter sind ausgereist. Als ihm zum vierten Mal die Ausreisegenehmigung verweigert wurde, blieb er nur mit seiner Ehefrau und der jüngsten Tochter Tereska. Paweł Gollan hofft darauf, dass seine Tochter den Bauernhof übernimmt: „Tereska wird schon auf die Schollen im Ackerland aufpassen. Ein schönes Stück Grund und Boden. Eine mechanisierte Bauernwirtschaft, zwei Freibäder, Zeltplatz und Campingplatz.“

Menschen, wie Paweł Gollan, die auf eigenem Grund und Boden wirtschafteten, gab es im Landkreis Allenstein 1998 nur noch wenige. Etwas mehr Menschen gibt es bei Bischofsburg. In Neudims gibt es noch – erstaunlicherweise – siebzehn Bauern. Es sind fast ausschließlich Mischehen.

Der Hof der Eltern war und ist immer wichtig. Die schon erwähnte Familie Dickt aus Zondern bei Sensburg war schon in Deutschland komplett, als 1981 das Kriegerrecht verhängt wurde, weil dort der Sohn operiert wurde. Sie sind dort nicht geblieben. Sie kamen zurück, weil hier das väterliche Erbe sei – hieß es.

Nach der Verifikation musste man sich an die neue, polnische Realität anpassen. Die Voraussetzung waren Kenntnisse der polnischen Sprache. Man

besuchte Sprachkurse oder zwei Schulen mit Studentenheimen: Ermländische und Masurische Volksuniversität. Die Tätigkeit der Schulen beschrieb ich im Buch: „Tamte czasy, tamci ludzie”. In Wirklichkeit war das die Polonisierung deutscher Jugend, deutschsprachiger Masuren und Ermländer. Ich sprach mit denjenigen, die diese Schulen absolvierten. Das Wiederfinden der Menschen war nicht einfach, weil die meisten später nach Deutschland ausgereist sind.

Ich werde hinzufügen, dass alle meine Gesprächspartner sich nach all den Jahren an polnische Diebesbanden (poln. Szabrownik) erinnerten, die oft alles ausplünderten, was die Russen nicht gestohlen haben. Über die schlechten Beziehungen zwischen den ehemaligen und den neuen Bewohnern, die die Bauernhöfe in Besitz nahmen, kann man in den Gerichtsakten aus der damaligen Zeit lesen. Die Aktenstücke wurden – nebenbei bemerkt – mehrmals veröffentlicht.

Ich werde hier auf die ersten von Hungersnot geprägten Nachkriegsjahre und auf die Not der alleinerziehenden Mütter, die für den Unterhalt ihrer zahlreichen Nachkommen sorgen mussten, nicht näher eingehen, weil das – sowohl ich, wie viele anderen Autoren – mehrmals beschrieben haben.

Die Anderen: 1950-1956

Die Menschen reisten weiter nach Deutschland aus. 1950 unterzeichneten Polen und die DDR Verträge über die Umsiedlung der Personen in die DDR, die keine polnische Staatsangehörigkeit bekamen. 1952 und in den darauf folgenden Jahren 1954 und 1956 wurde die Aktion der Familienzusammenführung fortgesetzt. In den Jahren 1952-1955 sind aus der Woiwodschaft Allenstein 1170 Personen in die DDR und 1200 in die Bundesrepublik ausgereist. 1950 bis 1989 sind aus Polen nach Deutschland 1.240.000 Personen ausgewandert, davon stammte die Hälfte aus Ermland und Masuren.

Ernst Libuda ist damals auch ausgereist. Er kam nach Köln. Nach dem Krieg geriet er in die englische Kriegsgefangenschaft, aber er kam nach Polen in sein Heimatort Jablonken Kreis Neidenburg am Omulefsee zurück: „Ich wusste es, dass die Dörfer in Ostpreußen nach dem Krieg mit Einheimischen bevölkert waren. Im Dorf Wallendorf bei Jablonken gab es nur einen Polen. Ich dachte, es wird normal. Im polnischen Konsulat in Berlin wurde uns nicht die ganze Wahrheit gesagt. Man erzählte von dem Fachkräftemangel. Damals kamen viele Masuren und Schlesier nach Polen zurück. In dem Jahr

kam meine spätere Frau nach Meitzen zurück, obwohl ihr 1945 Schreckliches widerfuhr. Sie bekam eine Nachricht, dass ihr Vater überlebte und in ihrem Familienhaus lebt. Ich lernte zehn Jahre lang Polnisch. Ich besuchte Sprachkurse. Ich stellte anschließend einen Ausreiseantrag. Warum? Ich sage Ihnen, wie ich es dem Beamten sagte, als ich die letzte Grundsteuer für mein Haus zahlte: „Hier kann man nicht mehr leben.“

Wie war es also hier? Lassen wir diejenigen sprechen, die hier lebten. Für die neuen Einwohner der Region waren die Inländer einfach Deutsche oder Feinde. Man beschimpfte sie: Kreuzritter, verfluchte Deutsche, Hakenkreuzler, Nazis. Es hat sich nichts geändert, als ein Teil von ihnen polonisiert wurde. Dazu gehörten Waisen, Hinterbliebene, deren Vornamen und Familiennamen geändert wurden und damit wurde ihre Lebensgeschichte gelöscht. Ab jetzt waren sie nun polnische Kinder und als polnische Kinder kamen sie in die polnischen Familien. Ihre Schicksale schilderte ich in dem Buch „Einsame Fremde Kinder.“

In dem Buch schreibe ich über Alfred Czesla, heute Doktor für Soziologie. Er war nach dem Krieg in sieben Waisenhäusern untergebracht, in die er als ein halbes Jahr altes Kind kam, das einige Tage nach dem Einmarsch der Russen zur Welt kam. Er erinnert sich an die Zeit als die Tante Ida aus Sensburg aufhörte ihn zu besuchen. Man fragte ihn: Du Hakenkreuzler, wann kommt zu Dir die verfluchte Deutsche und bringt Dir Süßigkeiten? Damals wurde ihm zum ersten Mal klar, dass er anders ist.

Tante Ida wollte Alfred mitnehmen und sie schrieb 1956 – natürlich auf Deutsch – sogar den Ochab höchstpersönlich an. Der Brief endet schön mit Wünschen zu Pfingsten und trägt die Unterschrift von Ida Cesla. Der Brief landete in der Schublade der Leiterin des Kinderheimes in Sensburg. Sie war nebenbei bemerkt eine Russin. Alfred wurde nicht freigelassen und Tante Ida reiste ohne ihn nach Deutschland aus. Das geschah 1956 oder 1957. Von ihm erfahren wir von einem Zwischenfall. Als er nach Jahren an einer Aufnahmeprüfung teilnahm, wählte er als Fremdsprache Russisch. Er wurde gebeten, die Monate auf Russisch zu nennen. Er rief Bestürzung in der Prüfungskommission hervor, weil er diese Monate auf Deutsch vorgetragen hat. So habe ihm das die Tante Ida beigebracht, als sie ihn mit in die Ferien und Feiertage nahm. Eine Teilnehmerin des ersten Sommerfestes, das 1992 in Osterode veranstaltet wurde, griff das Wort auf: „Vielleicht finde ich hier

Bekannte aus der Jugendzeit. Heute jährt sich der Tag, an dem die Russen uns nach Stargard abstellten. Nach der Rückkehr wohnten wir im Juli 1945 in Osterode. Das waren schwere Jahre. Selbst unser deutsch klingender Familienname provozierte einige Polen.“

Eine ältere Frau aus Osterode fügte hinzu: „Am schlimmsten war es in den 1950er Jahren, als das UB bei uns nach Gold und Dollar suchte. Wir hatten Angehörige in Deutschland, also stand mein Mann unter dem Verdacht der Spionage. Unser Nachbar, auch ein Deutscher, der angehalten wurde, eigene Landsleute zu denunzieren, hängte sich auf. Am Anfang sollten wir ausreisen, aber es wurde uns nicht erlaubt. Dann wollte ich nicht mehr. Ich war deutschgesinnt. Bis heute spreche ich nicht gut polnisch. Das war für mich eine zu schwierige Sprache. Mit den Kindern sprach ich daheim Deutsch.“

Das UB zwang einen Jungen aus Scheufelsdorf zur Zusammenarbeit, der fest entschlossen war, eine Mühle selbst zu betreiben, die vor dem Krieg seiner Familie gehörte. Nach dem Krieg nahm seine Mutter die polnische Staatsbürgerschaft an, um hier bleiben zu dürfen. Sie starb 1974 ohne polnisch je gelernt zu haben. Der Sohn dachte nie daran, auszuwandern. Er erlangte einen Hochschulabschluss. Im Studium lernte er seine künftige Frau kennen. Sie stammte aus Wilna.

Die Festnahmen waren gang und gäbe und die Gründe waren ganz unterschiedlich. Es reichte schon, Weihnachtslieder auf Deutsch zu singen. Frau Aniela Anielska aus Schönfelde (Unieszewo), eine Pharmazeutin, erzählte mir über das Schicksal ihrer Familie in den Nachkriegsjahren und über ihre Schwester Elisabeth, die 1951 vom UB festgenommen wurde. Als Deutsche kam sie für vier Monate ins Gefängnis, weil sie zusammen mit Hedwig Schulz aus Bertung arbeitete und dort auf der Christmette das deutsche Weihnachtslied „Stille Nacht“ gesungen wurde. Hedwig wurde eingekerkert.

Leere evangelische Kirchen und verlassene Friedhöfe: 1956-1970

1956 begann die Tauwetter-Periode in der Politik. Das ist auch ein wichtiges Jahr für die deutsche Minderheit in Ostpreußen. Es fand das erste Treffen der intellektuellen Eliten deutscher Abstammung statt.

Damals stellten sich die Einheimischen noch vor, dass das Leben in der eigenen Heimat möglich sei – sagte mir Walter Angrik. Er setzte fort, nach Erfahrung der Zwangsaussiedlung wüssten sie, dass es sehr schwierig sein

werde. Die Schwierigkeiten haben ihn immer mobilisiert: „Selbst aus den Steinen, die uns vor die Beine geworfen wurden, lässt sich etwas Gutes bauen.“ Die anderen waren jedoch nicht so optimistisch eingestellt.

Man darf natürlich nicht die für die zurückbleibenden Einwohner Ostpreußens schmerzhafteste Angelegenheit der evangelischen Kirchen und Friedhöfe verschweigen, die durch Katholiken übernommen wurden. 1955 waren noch fast 56.000 Protestanten in Masuren. 1956-1959 sind aus der Woiwodschaft Allenstein 32.000 Personen in die Bundesrepublik ausgewandert. 1973 bemühten sich 22.000 Einwohner unserer Woiwodschaft um die Ausreisegenehmigung und nach 1976 brach eine Ausreisewelle aus. Im Endeffekt sind aus Ostpreußen nach Westdeutschland in den Jahren 1971 bis 1986 über 50.000 Personen ausgewandert.

Die Dörfer und Kirchen waren entvölkert. Einige Kirchen nahmen Katholiken in Besitz, was in der Gesellschaft unterschiedlich wahrgenommen wurde. In Marienfelde war es umgekehrt. Das Dorf war zweikonfessionell. Die Katholiken hatten ein eigenes Gotteshaus und wollten nicht nach der Ausreise der ehemaligen Einwohner – Methodisten – die leer stehende Kirche übernehmen. Die Kirche in Kobulten entstand nach den Plänen von Schinkel, dem berühmten Architekten. Von der Kirchengemeinde dann verlassen verfiel diese Kirche. Erhalten geblieben ist nur der Turm, den die ehemaligen Einwohner des Dorfes retteten.

Das gleiche Schicksal ereilte die Gottesäcker, von denen es noch bis heute in der Woiwodschaft an die 800 gibt. Einige Gottesäcker wurden mit katholischen Friedhöfen zusammengelegt. Dazu kommen noch etwa einhundert Familienfriedhöfe. Was ist ihr Schicksal? Wir wissen es. Es sollte erwähnt werden, dass noch 10 Jahre nach dem Kriegsende ca. 56.000 Protestanten lebten und zwanzig Jahre später waren es nur noch 6.000.

Um den evangelischen Teil des Friedhofs in Braunsvalde (Brąswald) kümmerte sich jahrelang eine ältere Frau namens Agata. Das war eine Einheimische, die noch alle auf dem Friedhof beim Namen nennen konnte, auch die schöne Mariette, deren Grab „Diebe zerstörten, um sich Steine herauszuholen.“

An der Stelle, wo ehemals der evangelische Friedhof in Bartelsdorf war, wurden 1975 Ferienhäuser gebaut. Auf dem Friedhof in der Nähe des Stadtkrankenhauses in Allenstein wurden Garagen errichtet. Darüber schrieb ich häufig in der Allensteiner Presse. Diese Reportagen

sind in meinem Buch „Nahe, bekannte Welt?“ erschienen. In dem Buch berichtete ich über die veränderte Kulturlandschaft in Ostpreußen nach dem Krieg.

Die letzte Ausreisewelle: 1970– 1989

1970 unterzeichneten die Regierungen Polens und der Bundesrepublik den Vertrag über die Grundlagen der Normalisierung ihrer gegenseitigen Beziehungen und über die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze durch die deutsche Regierung. Der Vertrag schaffte neue Möglichkeiten, sich um die Ausreisegenehmigung in die Bundesrepublik Deutschland und die DDR wegen Familienzusammenführung zu bewerben. Der nächste Vertrag wurde 1975 durch Edward Gierek unterzeichnet. Nach dem Vertrag durften 120.000 bis 125.000 Personen auswandern, die einen Antrag stellten. Als Gegenleistung bekam die Volksrepublik Polen von der Bundesrepublik eine Entschädigung in Höhe von 1.300.000.000 DM und einen Kredit in Höhe von einer Milliarde DM.

Dieser Zeitraum stellt die letzte Migrationswelle dar. Die Auswanderer wollten nicht nur zu ihren Familien. Es gab auch Personen, die sogar dazu angehalten wurden, als die Reifenfabrik in Allenstein gebaut und als das Urlaubsdomizil des Ministerrates der Volksrepublik Polen in Lanskerofen (Łańsk) errichtet wurde. Damals brauchte man Wohnungen und Häuser für Fachleute und Ackerland, um das man die Oberförsterei Lanskerofen für die Zwecke des Gästehauses der Regierung vergrößern könnte. Es wurden auch Dorfhäuser abgekauft, um sie in Ferienhäuser für die Eliten aus Allenstein und Warschau umzuwidmen.

Es sind auch diejenigen ausgereist, die schon immer deutschgesinnt waren, aber nie ausreisen durften. Als Deutscher fühlte sich immer Dietmar Dąbrowski aus Allenstein, ein Landvermesser, der mir 1998 sagte: „Ich be-reute, dass wir gleich nach dem Krieg nicht weggegangen sind. Schuld war daran meine Mutter, die immer wiederholte, wie solle sie ihre Mutter und die Gräber der Angehörigen lassen.“ Dietmar beantragte achtmal die Ausreisegenehmigung, die immer verwehrt wurde. 1998 wollte er nicht mehr ausreisen. Er musste ja das Grab der Mutter pflegen. Seine Tochter ist ausgereist. Nach Abschluss der Pädagogischen Schule in Allenstein war sie anderthalb Jahre arbeitslos. In Deutschland hat sie sich schnell eingerichtet.

Die Wirtschaft befand sich im Lande in den 1980er Jahren in einem desastösen Zustand und die Ausreisewelle hatte überwiegend wirtschaftliche Gründe. Die Menschen, die ich 1995 im Haus der Heimat in Köln traf, sind überwiegend deswegen in den 1980er Jahren ausgereist. Einige sind sogar illegal ausgereist.

Mir ist die Aussage von Paul Czarneck (geb. 1923) haften geblieben, der während des Krieges auf einem Torpedoboot diente und er ist nach dessen Versenkung in die amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten. Nach dem Krieg kam er in die Heimat zurück. Das war falsch, meint er: *„Die polnischen Behörden handelten nach dem Prinzip: Wer nicht mit uns, der gegen uns. Deshalb mussten viele ausreisen. Ich habe im „Grand Hotel Sopot“ gearbeitet, weil ich mehrere Sprachen sprach. Nachdem ich einmal einem Mitarbeiter der amerikanischen Botschaft entgegenkommend ein besseres Zimmer gegeben hatte, begannen die Verhöre. Ich war für die Zusammenarbeit mit dem Sicherheitsamt UB ungeeignet. Ich konnte weder die Bolschewiki noch die Hitleranhänger dulden. Als ich die Arbeit im Hotel aufgab, bin ich sogar Straßenkehrer geworden, um für den Unterhalt der Familie zu sorgen. Erst als Gomulka zum ersten Sekretär der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei gewählt wurde, war es besser. Ich studierte in Danzig Betriebswirtschaftslehre. Ich wanderte 1980 aus.“*

Es gab auch andere Wahlmöglichkeiten. Als das Kriegsrecht in Polen 1981 verhängt wurde, hielten sich gerade Alfred Czesla und seine Ehefrau und der Sohn in Deutschland auf. Er erinnert sich daran: „Wir standen an der Grenze 11 Stunden, um nach Polen einzureisen. Man schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Das Kind war mit uns. Ich hatte schon ein Kind gehabt. Ich zögerte nur einen kurzen Augenblick. Ich fragte schließlich: wieder alles neu anfangen? Warum? Wir kamen zurück. Ich fühle mich hier gut. Jeder hat das Recht auf die Heimat. Ich möchte nicht umsiedeln. Ich bin schon zu alt. Sie wissen schon, wie das mit den alten Bäumen ist. Alte Bäume versetzt man nicht?“

Die ganze Familie Dickti – wie schon erwähnt – war damals in Deutschland, weil sie den Sohn dort operieren ließen. Sie sind auch zurückgekehrt.

Die Jahre 1991-2004 und das Jahr 2005

Das Jahr 1989 war ein Umbruchsjahr. Eine neue Nationalitätenpolitik wurde konzipiert. Das bedeutete die Anerkennung der nationalen Minderheiten in Polen. Ausgangspunkt war die Versöhnungsmesse in Kreisau am 12. No-

vember 1989. Eine Folge war die Gründung von zahlreichen Vereinen der deutschen Minderheit in Ostpreußen in den Jahren 1990 bis 1992. Der erste Verein wurde in Bischofsburg gegründet und auf ihn folgten: Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit, Heimat in Ortelsburg, Natangia in Landsberg im Kreis Preußisch Eylau, Sensburger Deutsche Gesellschaft „Bärenratze“ und Gesellschaft der deutschen Minderheit „Tannen“ in Osterode.

1993 vereinte sich die deutsche Minderheit in einer großen Dachorganisation unter dem Namen Verband der deutschen Gesellschaften im ehemaligen Ostpreußen, in dem anfänglich 24 Ortsgruppen Mitglieder waren. Außer dem Verband wurden auch: die Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit, Masurische Gesellschaft der Deutschen Minderheit und Gesellschaft der deutschen Minderheit Stadt und Kreis Elbing gegründet.

Von Anfang an beteiligten sich die Vereine am gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben der Region. Anfänglich war die Wahrnehmung in der polnischen Gesellschaft differenziert. Mit der Zeit war es besser. Die zwei ersten Sommerfeste, einschließlich des ersten Sommerfestes in Osterode 1992, an dem 13 deutsche Vereine und Gesellschaften teilnahmen, sorgten in der Gesellschaft für Kontroversen. Jemand warf eine Nebelkerze in das Hotel hinein, in dem die Begegnung stattfand. Der Hauptveranstalter des Festes war die Landsmannschaft Ostpreußen Landesgruppe Hamburg e.V., was sicherlich für die Kontroversen sorgte. Mit der Zeit gewöhnte man sich an solche Aktivitäten und Veranstaltungen, genauso wie an die Besuche ehemaliger Einwohner, die in Deutschland leben. Man sah das ganz gelassen.

Nicht ohne Bedeutung war die kluge Politik der Führung der Minderheitenorganisationen. Begründer und erster Vorsitzende der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit, der schon verstorbene Walter Angrik, sorgte immer dafür, dass die von der Gesellschaft vermittelte Unterstützung der Region allen Einwohnern diene. Als Beispiel kann man die Ausstattung für das städtische Krankenhaus und die Sprachlaborausstattung für die Pädagogische Hochschule in Allenstein nennen.

Die Gründer der Gesellschaften setzen sich für die Wiederbelebung der Patenschaften ein. Schon im April 1991 traf sich der Stadtpräsident von Allenstein, Jerzy Bukowski, mit Dr. Heinz Daube, dem Vertreter der Stadt Gelsenkirchen. Auch in anderen Städten der Region wurden Städtepartnerschaften zwischen den Kommunen aus der Woiwodschaft Ermland-Masuren

und aus Deutschland geknüpft. Diese Zusammenarbeit ließ uns auf die Erfahrung unserer deutschen Partner zurückgreifen und half vielen Kommunen in Polen, zahlreiche Investitionen umzusetzen. Dank der Vermittlung und mit Hilfe der deutschen Minderheit sowie unter Mitwirkung der Partnerstädte in Deutschland wurde in Allenstein das Multimediale Georg-Dietrich-Zentrum ins Leben gerufen, das für die Gründung des Lehrstuhls für Germanistik und auch für die Gründung des Zentrums für Geisteswissenschaften an der Universität Ermland-Masuren von gravierender Bedeutung war.

Die Städte- und Gemeindepartnerschaften machten den Beitritt Polens in die EU und die Erweiterung des Schengen-Raumes leichter. Als Beispiele kann man nennen: Pisz und Land Schleswig-Flensburg, Ostróda und Osterode am Harz, Elk und Nettetal. Der Partnerschaft ist zu verdanken, dass die Stadt im Rahmen des Programms „Europa für Bürger“ in den Jahren 2007 bis 2013 20.000 Euro Fördermittel für die Veranstaltung der partnerschaftlichen Treffen widmete. Das gleiche gilt für die Zusammenarbeit zwischen Olsztynek und Walkenried, die von der deutschen Minderheit angeregt wurde. Die Zusammenarbeit wurde auch zwischen den Kirchengemeinden und Pfarrgemeinden sowie Kultureinrichtungen begonnen. Der Dorfvorsteher in Żabi Róg (bei Sensburg) initiierte ein Projekt zur Wiederherstellung des lokalen Kulturerbes, Veränderung der Wahrnehmung der historischen Kulturgüter, hier der verlassenen Friedhöfe sowie zur generationsübergreifenden Integration zwischen den Völkern. Das ist wichtig, weil zu den Sorgenkindern der hiesigen deutschen Minderheit die verwaorsten Friedhöfe zählen. Das Projekt setzte die Jugend der nationalen Minderheiten, hier Verein der Deutschen Bevölkerung „Herder“ um. Bei dem Dorfrat wurde die Gruppe der Historischen Erinnerung ins Leben berufen, die sich aus Personen verschiedener Nationalitäten zusammensetzte.

Der Gemeindevorsteher in Bartenstein und der Bürgermeister von Bartenstein (Bartoszyce) unterstützten die deutsche Minderheit in der Stadt bei der Einrichtung des vergessenen Friedhofs in Maxheim, auf dem die Typhustoten, Patienten des Krankenhauses in Bartenstein, in den Jahren 1945 und 1946 beigesetzt waren. Auf dem Feld steht ein Gedenkstein mit Erinnerungstafel.

Die Zusammenarbeit wirkte sich auf den Erhalt und Einrichtung der Gedenkstätten und Denkmäler sehr positiv aus. Als ich noch Beauftragter für ethnische und nationale Minderheiten des Woiwoden war, bekam ich 2014

die Anweisung die Stätten aufzustellen. Es gab acht davon: Hansdorf in der Gemeinde Deutsch Eylau, Landsberg im Kreis Preußisch Eylau, Ramsau im Kreis Allenstein, Hohenstein, Groß Arnsdorf im Landkreis Mohrungen und drei in Rastenburg. Ich weiß, dass in den letzten Jahren weitere Gedenkformen entstanden sind, die mit den für die deutsche Minderheit wichtigen Orten und Ereignissen verbunden sind.

Die Folge des Beitritts Polens in die Europäische Union war das Gesetz über nationale und ethnische Minderheiten sowie die Regionalsprache, das 2005 in Kraft getreten ist. Das Gesetz garantiert den Minderheiten zahlreiche Rechte. Die Bestimmungen des Gesetzes sind uns sehr gut bekannt. Ich möchte nur auf die Tatsache hinweisen, dass man nach dem Gesetz nicht nur die Regierungsförderung, sondern auch die Finanzierung der Kommunen bekommen darf. In unserer Region wurde gleichzeitig mit dem Minderheitengesetz in vier Schulen unserer Woiwodschaft Deutsch als Minderheitensprache eingeführt. Später waren es insgesamt sechs Schulen und die Zahl der Kinder ist gestiegen. Geschweige schon, dass damals viele Dorfschulen geschlossen wurden und die Bildungszuwendung für den Minderheitensprachunterricht war eine große Finanzstütze für die neugegründeten nicht öffentlichen Schulen.

Heute

Laut Volkszählung 2002 leben in der Woiwodschaft Ermland-Masuren 4311 Deutsche. Die deutsche Minderheit blickte mit Sorge auf die erneute Volkszählung 2011. Die deutsche Abstammung bestätigten jedoch mehr Personen, das heißt 4645. Geschätzt wird die Zahl auf ca. 20.000 und 4.000 bis 5.000 Masuren und Ermländer. Sie gehören überwiegend den Gesellschaften und Vereinen der deutschen Minderheit an.

Gegenwärtig übt die deutsche Minderheit ihre in der Verfassung und dem Minderheitengesetz verankerten Rechte aus. Die Vertreter der deutschen Minderheit treten als Kandidaten bei den Kommunalwahlen an. 2011 waren es 13 Personen (sieben Kandidaten zu Stadt- und Gemeindevertretungen, fünf Kreistagkandidaten, ein Kandidat zum Sejmik der Woiwodschaft). Bei den Kommunalwahlen 2014 wurden in die Gemeinde- und Stadtvertretungen vier Personen aus der deutschen Minderheit gewählt. Im selben Jahr feierten die meisten Gesellschaften ihr 20jähriges Jubiläum.

Die deutsche Minderheit hat eigene Gottesdienste und Andachten in

eigener Sprache. Die Vereine führen Deutschkurse durch und sind in der Kultur- und Sozialarbeit aktiv. Es werden auch Ferienhorte für Kinder organisiert. Am Anfang wurden 10 Johanniter-Sozialstationen geöffnet. Heute sind es weniger. Die Vereine und Gesellschaften sind in Deutschland sehr gut vernetzt. Rundfunk Olsztyn hat seit 2002 einmal die Woche eine Sendung auf Deutsch. Die Gesellschaften geben eigene Zeitschriften heraus. In Allenstein veranstaltet man mit Erfolg eine Deutsche Kinowoche in Zusammenarbeit mit dem erwähnten Verband mit einer Organisation aus Stuttgart. Bleibt es so? Die aktuelle politische Lage und die Hervorhebung der Idee des Nationalstaates geben zu Bedenken Anlass. Werden die Zeitschriften in deutscher Sprache weiterhin erscheinen? Man kündigt doch in Polen ein Gesetz über die Repolonisierung der Medien an.

Ein weiteres Problem ist die rückläufige Zahl der Vereinsmitglieder. Der Verband der deutschen Gesellschaften im ehemaligen Ostpreußen (gegenwärtiger Name: Verband der deutschen Gesellschaften in Ermland Masuren), in dem am Anfang 24 Vereine Mitglieder waren, zählt heute 20 Mitglieder. Die Zahl der Mitglieder der Masurischen Gesellschaft ist auch zurückgegangen: von 1200 sind nur noch 600 Personen geblieben.

Der Wohlstand der Gesellschaft in Polen bedeutet auch den Wohlstand für die Deutschstämmigen. 1998 gab es nur wenige Leute im Landkreis wie Paweł Gollan, die eine Landwirtschaft mit mehreren hundert Hektar, eigener Pension und zwei Freibädern hatten. Heute gibt es mehrere gleich vermögende Personen. Es werden Pensionen in Sądray, Krutynia, Olsztyn und in vielen anderen Orten betrieben. Kinder der Vereinsmitglieder setzten auf persönliche Entfaltung und studieren. Einige gehen leider ins Ausland, auch nach Deutschland, weil sie keine Zukunftsaussichten haben. Es ist jedoch nicht so massiv, wie in den 1990er Jahren. Häufig handelt es sich dabei um Zeitarbeit. Viele junge Polen sind auch Saisonarbeiter. Heute sind alle Vereine in der Region auf Aktivierung junger Menschen fokussiert. Man gründet Tanz- und Musikgruppen. Man veranstaltet Jugendcamps. Bringt das die erwarteten Ergebnisse?

Nicht ohne Grund stellte ich die Frage, ob die Vereine weiterhin ihre Rechte ausüben werden. Offiziell wurde die Minderheitenpolitik der polnischen Regierung nicht geändert. Den Minderheitenschutz gewähren das Gesetz und die Europäische Union. Wir beobachten eine stille Zustimmung

für die Aktivierung der nationalistischen Organisationen. Trifft das auf einen Zuspruch in unserer Region? Nicht unbedingt. Die Gesellschaft in Ermland und Masuren prägt kulturelle Vielfalt und kann sich nicht ändern. Kulturelle Vielfalt in Ermland und Masuren steht im Vordergrund der in Allenstein wirkenden Kulturgemeinschaft „Borussia“, der in Köln der anerkannte Lew-Kopelew-Preis 2004 für Frieden und Menschenrechte verliehen wurde. Die kulturelle Vielfalt wird durch die Selbstverwaltungsorgane der Region als ein Mehrwert gesehen, was die Regierenden nicht immer teilen.

Als Beauftragte für nationale Minderheiten des Woiwoden teilte ich der Gemeinsamen Kommission der Regierung und der Minderheiten mit, dass die Zusammenarbeit der nationalen Minderheiten mit Vertretern kommunaler Selbstverwaltung in der Woiwodschaft Ermland und Masuren sehr eng ist, was vor allem die Gemeinden und Städte angeht, in denen die deutsche Minderheit konzentriert ist. In vielen Vertretungsorganen der kommunalen Selbstverwaltung findet man Vertreter nationaler und ethnischer Minderheiten. Die Einwohner betrachten die Vereine durch das Prisma der gemeinnützigen Tätigkeiten. In 10 Gemeinden in der Woiwodschaft und im Kreis Allenstein nimmt die deutsche Minderheit am kulturellen und wirtschaftlichen Leben in der Region teil. Die Wirtschaft funktioniert nach eigenen Regeln und das soziale Leben ruht auf den Kommunen. Die Einwohner wissen, dass der Seelenfriede und die Lebensqualität der Bürger und Bürgerinnen am wichtigsten sind.

Schlusswort

Wenn ich die Zurückgebliebenen jetzt frage, ob sie den Schritt nicht bereuen, antworten sie am häufigsten, sie bereuen nicht. Der uns schon bekannte Paweł Gollan aus Neudims meint: *„Ich sage Ihnen ehrlich: Wer einen Beruf gelernt hat, wie beispielsweise ein Schlosser, der bereut es nicht. Ich bin ein Landwirt. Die Schollen kann ich nicht mitnehmen.“* Er fügt noch hinzu: *„Landwirte sind auch ausgereist. Mein Schwager zum Beispiel. Er ist Landwirt, und arbeitet in einer Möbelfabrik. Er mag nicht bereut haben. Ich hänge sehr am Hof.“*

Paweł Gollan erweiterte seinen Bauernhof und empfängt Reisegäste aus Deutschland wie eben Krystyna Dickti bei Sensburg, die noch dazu eine private Heimatstube eröffnete, die sich ständig erweitert. Ihr Ehemann Dittmar wiederholte die erste Klasse in der Grundschule, weil seine Mutter sagte, sie

werde den Kindern Polnisch nicht beibringen. Über die anderen Einwohner in Zondern (Sądry) erzählte sie mir: „Das sind keine Ortsansässigen. Das alte Zondern liegt auf dem Friedhof.“

Was für ein Wandel ist eingetreten? Am besten erklärte dies wohl 1992 Tadeusz Willan, Vorsitzender der Masurischen Gesellschaft, der über Masuren folgendes sagte: „Bei denjenigen, die ausgewandert sind, hat sich das Deutschtum gefestigt. Diejenigen jedoch, die geblieben sind, besannen sich ihrer alten Herkunft aus vor mehreren Jahrhunderten. Da diese Menschen unter den Polen lebten, erlernten sie Polnisch und sprachen mehrere Jahre Polnisch. Diese Sprache sprechen ihre Nachbarn, Bekannte, Freunde. Sie sind oft mit Polen verheiratet. Die Wiederherstellung der Gemeinschaft ist nicht mehr möglich, weil sehr viele Masuren einfach weggezogen sind. Der Masure erklärt sich für eine nationale Zugehörigkeit und ich meine persönlich, dass dies trotz allen Anscheins im ausgewogenen Verhältnis Hälfte ausfällt.“

Wie sind die Erklärungen der Nachkömmlinge der alteingesessenen Familien, die schon lange nach dem Krieg geboren wurden? Der fast vierzigjährige Dariusz Preuss begann schon vor 10 Jahren die Suche nach seinen Vorfahren. Er studierte zwar exakte Wissenschaften, aber er interessiert sich für Geschichte. Sein Vater, Mikołaj Claus, begann erst vor kurzem zu reden: „Er hat früher nichts erzählt, weil ich ihn danach nicht fragte.“ – überlegt kurz Dariusz und setzt fort: „Jetzt frage ich ihn danach. Sein Opa, Josef, war bei der Wehrmacht. Sein Bruder Josef war ein deutscher Flieger. Claus mit dem Rest der Familie wollten während der großen Flucht nach Danzig. Sie waren schon in der Schlappe, die sie auf die „Wilhelm Gustloff“ bringen sollte, aber sie sind ausgestiegen, weil die jüngste Tochter von Claus „ihre Notdurft verrichten wollte“. Der ganz simple Zwischenfall rettete sie alle vor dem Tod. Dann folgten Lager in Danzig und Hungernot. Hier ereilte sie die Nachricht, dass einige Angehörige überlebten und in Alt Vierzighuben sind. Frieda, die Ehefrau von Claus, nahm die polnische Staatsangehörigkeit an, weil ihr gedroht wurde, dass man ihr die Kinder wegnimmt. Sie glaubte daran. Claus meint, man habe sehr milde alles beschrieben, was hier nach dem Krieg los war und was sie von den polnischen Diebesbanden erleiden mussten. Er wollte deshalb die Erinnerungen nicht hervorrufen. Nachdem er geheiratet hatte, dachte er nicht mehr an die Auswanderung. Dariusz holte das aus seinem Vater heraus, aber sein Bruder Artur zeigt an der Familiengeschichte kein Interesse. Dariusz ist konsequent

und berichtigt gerichtlich sämtliche Fehler in Urkunden. Unter anderem berichtigte er die Vornamen der Großmutter Frieda und die des Vaters. Er möchte zwei Staatsangehörigkeiten haben. Er beendete unser Gespräch mit dem Satz: „Hier ist es sehr schwer zu leben. Ich weiß es nicht, ob ich wegziehe. Junge Generation ist schon weggezogen und die Alten sind allein geblieben.“ Ich fragte ihn, ob er befürchtet, dass er dort als ein Deutscher der zweiten Klasse behandelt wird. Er erwiderte: „Das ist wohl klar. Das Gleiche machen wir mit den Leuten aus dem Osten.“ Er ist nicht ausgereist. Es heißt: „In polnischer Sprache gibt es keine Entsprechung für das Wort ‚Heimat‘. Ich weiß es nicht, ob ich ein Pole, ein Deutscher oder ein Litauer bin. Ich bin nicht ganz Pole, nicht ganz Deutscher und nicht ganz Litauer. Ich weiß, dass meine Heimat hier ist.“

Diese Geschichte beendet nicht die Erzählung. In dieser Geschichte geht es auch um diejenigen, die meine Familie aus Wilna vertrieben und die ehemaligen Einwohner Ostpreußens nach Sibirien verschleppten haben. Sie haben jetzt selbst Probleme in den Staaten, die aus den ehemaligen Republiken der Sowjetunion entstanden sind. Sie sind jetzt russische Minderheit in unabhängigen Staaten. Die Russen dort wollen keine Litauer, Esten, keine Letten sein. Sie nehmen keine Staatsangehörigkeit an und sind staatenlos. Sie entbehren damit ihre Bürgerrechte. Sie haben sich allein den Wohnort nicht ausgesucht. Nach dem Studium kamen sie mit Arbeitszuweisung in der Hand in die Republiken. Die Politik der „Verwässerung der Nationalitäten“ in den Republiken war damals erfolgreich. Die Russen machten 40% der Bürger aus. Die russische Minderheit hat im Durchschnitt einen Anteil von 20% und sind Fremde. In Estland sind 25% der Bevölkerung Russen und die meisten sprechen kein Estnisch. Die Vermittlungsmöglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt sind damit eingeschränkt. Das ist der Grund, warum 18% der Russen die neue Staatsbürgerschaft annahmen und 7% weigerten sich, dies zu tun. Sie gelten als Staatenlose. Man nennt sie Inhaber alter Pässe.

Erzwungene Annahme einer Staatsangehörigkeit endet nie gut. Das lehrt uns die Geschichte.

Frau Joanna Wańkowska-Sobiesiak hat dieses Referat während der VdG-Konferenz auf dem St. Annaberg „Hier durften wir bleiben“ vom 8.-10.Mai 2020 gehalten



VERGESSENE FRIEDHÖFE IN MASUREN – STEINORT/SZTYNORT 2020

Sabine Grabowski

Friedhöfe bewahren das Gedenken an die Menschen, die auf ihnen bestattet sind. Grabsteine können Hinweise auf Lebensgeschichten geben, sie können zugleich ein ganzes sozialgeschichtliches Panorama eines Dorfes wiedergeben.

Mit zehn Studierenden der Universitäten in Düsseldorf und Allenstein/Olsztyn startete Ende August 2020 ein zweiwöchiges Workcamp im nördlichen Masuren, um den Geheimnissen des vergessenen Friedhofs in Steinort auf die Spur zu kommen. Unter der Leitung der Landschaftsarchitektin Dr. Marta Akinca von der Ermländisch-Masurischen Universität in Olsztyn sowie der Historiker Dr. Sabine Grabowski von der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus und Prof. Dr. Christoph Nonn von der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf beschäftigten sich die Studierenden intensiv mit den Überresten des Steinorter Friedhofs.

Bekannt ist Steinort durch das Schloss und den Park der Familie von Lehndorff, die hier seit dem 15. Jahrhundert ansässig war. In Sichtachse zum

Schloss befindet sich das im 19. Jahrhundert erbaute Mausoleum der Familie, umgeben vom Steinorter Dorffriedhof. Nach 1945 geplündert und verwüstet, fristete der Friedhof ein vernachlässigtes Dasein, von Unkraut überwuchert und kaum noch zu erkennen. Vor ein paar Jahren konnte zumindest das Dach des Mausoleums im Rahmen der Sanierungsarbeiten des Schlosses repariert werden, dem Friedhof fiel jedoch bislang keine Beachtung zu.

Im Rahmen des deutsch-polnischen Projektes, das aus gemeinsamen Arbeiten an den verlorenen Dörfern der Johannisburger Heide hervorgegangen war, befreiten die Studierenden zunächst die Grabstellen vom Wildwuchs. Unterstützung gab es am Wochenende vom Verein Blusztyn aus Rastenburg/Kętrzyn, der sich seinerseits mit der Bewahrung der alten masurischen Friedhöfe beschäftigt. Die Studierenden der Landschaftsarchitektur vermaßen den Friedhof und die Gräber, inventarisierten und dokumentierten insgesamt 107 aufgefundene Grabstellen. Die Geschichtsstudenten aus Düsseldorf recherchierten anhand der gefundenen Grabinschriften zu den Biografien der ehemaligen Bewohner von Steinort.

Schon im Vorfeld hatten die Historiker die Archivalien und Literatur zu dem Ort gesichtet und bei einer Exkursion zum Lastenausgleichsarchiv in Bayreuth Informationen über die Dorfgeschichte zusammengetragen. Nun ging es an die konkreten Personen, deren Begräbnisstätten auf dem Friedhof lokalisiert werden konnten.

Mit Hilfe der zum Teil auch online zugänglichen Archivalien der Familienforschung gelang es, die Geschichte einzelner Dorfbewohner zu erhellen. Die Steinorter Leherdynastie Puschke und die weitverzweigte Töpfer- und Gastwirtsfamilie Sensfuss erweckten dabei besonderes Interesse und ließen sich gut dokumentieren.

Als Ergebnisse der Forschungsarbeiten wird eine interaktive Karte des Friedhofs online gestellt, die den Besuchern einen anschaulichen Einblick in das Leben eines alten masurischen Dorfes gibt. Vor Ort sollen Informationstafeln auf die Geschichte des Dorfes und seiner Bewohner hinweisen und zur Auseinandersetzung mit seiner Geschichte einladen. (KK)

Unterstützt wurden die Studierenden bei ihren Recherchen und Aufräumarbeiten durch Kornelia Kurowska und Wiktor Knercer von der Stiftung Borussia in Allenstein sowie von der Konservatorin Magdalena Schneider aus Warschau.

© Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus

DEM KRIEG ENTKOMMEN, AUF DEM MEER UMGEKOMMEN

Bei der größten Tragödie in der Geschichte der Seefahrt
wurden 1945 in der Ostsee drei Flüchtlingsschiffe versenkt

Uwe Hahnkamp

Am Ende des Zweiten Weltkriegs vor 75 Jahren, genauer am 30. Januar, 10. Februar und 16. April 1945, wurden die drei Schiffe „Wilhelm Gustloff“, „Steuben“ und „Goya“ mit Flüchtlingen aus den östlichsten Gebieten des deutschen Reiches auf ihrer Fahrt nach Westen versenkt. Dabei kamen insgesamt knapp 20.000 Menschen ums Leben. Dieser drei Katastrophen gedenken seit Jahren die Gesellschaften der deutschen Minderheit in Nordpolen.

Die „Wilhelm Gustloff“ war ursprünglich ein Kreuzfahrtschiff der NS-Organisation „Kraft durch Freude“. Ihre 50. und letzte Kreuzfahrt führte sie noch im August 1939 nach Norwegen. Dorthin kehrte sie nach Übernahme durch die Kriegsmarine zu Beginn des Zweiten Weltkriegs im Frühjahr 1940 während der Besetzung Norwegens als Lazarettsschiff zurück. Ab November

Lazarettsschiff „Wilhelm Gustloff“ im Hafen von Danzig (Bundesarchiv-Bild 183-H27992)



1940 diente sie als Wohnschiff der 2. U-Lehrdivision in Gdingen, die am Ende des Krieges auf Admiralsbefehl vom 21. Januar 1945 nach Westen verlagert werden sollte. Dieses so genannte „Unternehmen Hannibal“ gilt als der Beginn der Verwundeten- und Flüchtlingstransporte durch die Kriegsmarine im ersten Halbjahr 1945.

Die Transporte waren notwendig geworden, nachdem insbesondere Ostpreußens Gauleiter Erich Koch eine im Sommer und Herbst 1944 noch mögliche, frühzeitige und geordnete Evakuierung der Provinz abgelehnt hatte. Die Menschen waren Anfang 1945 nach dem Durchbruch der Roten Armee vom übrigen Gebiet des Deutschen Reiches abgeschnitten, Züge nach Westen führen nicht mehr. Sie flohen vor den Panzern in Richtung Küste, unter Beschuss von Flugzeugen über das Eis des Frischen Haffs auf die Frische Nehrung und zu den Häfen. Die große Hoffnung der Überlebenden dieses Teils der Flucht war die Sicherheit der Schiffe und der Weg nach Westen mit diesen Transportmitteln.

Trügerische Sicherheit

Auch die „Wilhelm Gustloff“ wurde zum Evakuierungsschiff umfunktioniert. Das im zivilen Gebrauch für 1470 Passagiere und 430 Mann Besatzung ausgelegte Schiff verfügte entsprechend über 22 Rettungsboote, die diese Anzahl Menschen aufnehmen konnten. Als sie am frühen Nachmittag des 30. Januars 1945 etwa um 13 Uhr in Gotenhafen (Gdingen) ablegte, hatte sie beinahe sechsmal so viele Menschen an Bord: um 1.500 Angehörige der Wehrmacht, darunter 981 der U-Lehrdivision, sowie etwa 8.800 Zivilisten, darunter viele Frauen und Kinder. Offiziell eingeschifft waren 7.956 Menschen, insgesamt ist aber von ungefähr 10.300 auszugehen. Die „Wilhelm Gustloff“ fuhr lediglich mit leichtem Geleitschutz, in relativ tiefem Wasser und mit Positionslichtern, durch die sie auch im Dunkeln gut auszumachen war. Sie wurde um neun Uhr abends etwa 23 Seemeilen vor Stolpmünde vom sowjetischen U-Boot S-13 gesichtet, von drei Torpedos getroffen und sank gut eine Stunde später.

Gedenken an die Toten

Insgesamt sollen 1.252 Personen gerettet worden sein. Das würde eine Zahl von etwa 9.000 Toten bedeuten; der Untergang der „Wilhelm Gustloff“ wäre dann die bis heute größte Katastrophe der Seefahrtsgeschichte bezogen auf

ein einzelnes Schiff. Damit diese Toten – mit der Versenkung der „Steuben“ im Februar und der „Goya“ im April zusammen sind es knapp 20.000 – nicht vergessen werden, erinnern seit vielen Jahren die Gesellschaften der deutschen Minderheit in Nordpolen an sie. Eine Veranstaltung findet am Jahrestag des Untergangs der „Wilhelm Gustloff“ statt. Dann kommen jedes Jahr Angehörige der deutschen Minderheit in Danzig und Lauenburg nach Leba. Dort erinnert eine Gedenktafel am sogenannten Navigations- oder Milleniumskreuz an die damals umgekommenen Menschen. Dieses 2001 errichtete 16 Meter hohe Kreuz ist allen Matrosen, Fischern und Seglern gewidmet, die nicht in den Hafen zurückgekehrt sind, und dient heute den Seefahrern am westlichen Wellenbrecher der Mündung des Flusses Leba als Orientierung.

Gedenktafel und Kränze auf dem Wasser

Am 30. Januar 2010, zum 65. Jahrestag der Versenkung der „Wilhelm Gustloff“, hat die deutsche Minderheit eine Gedenktafel für die Toten aller drei Schiffe gestiftet. Sie hängt in der Kirche der Gottesmutter der unaufhörlichen Hilfe und des heiligen Petrus, kurz auch Seefahrerkirche, in Gdingen in einer Ka-

Blick ins Hauptschiff der Seefahrerkirche in Gdingen



pelle mit weiteren Andenken an auf See gebliebene Menschen. Da dort auch der Sitz der Meeresseelsorge beheimatet ist, gibt es keinen besseren Ort für die Gedenkgottesdienste, die Pater Edward Pracz als Gastgeber gemeinsam mit dem katholischen Seelsorger der deutschen Minderheit in Ermland und Masuren, Domherr Andre Schmeier und dem lutherischen Pastor von Stolp, Wojciech Froehlich, zelebriert.

Für die Veranstaltung als Organisator verantwortlich ist Benedikt Reschke, der Vorsitzende der Gesellschaft der deutschen Minderheit in Gdingen, der dazu meist nicht nur Angehörige der deutschen Minderheit, der Landsmannschaften der West- und Ostpreußen und des deutschen Generalkonsulats in Danzig begrüßen kann, sondern auch viele polnische Gäste. Nach der Messe legen die Teilnehmer der Veranstaltung Blumen vor der Tafel nieder, danach

fahren sie zum Hafen von Gdingen, der zweiten Station der Gedenkfeier. Hier werden nach einer kurzen Andacht Grabkerzen aufgestellt und von der Kaimauer Blumenkränze dem Meer übergeben. Denn wie es Benedikt Reschke bei der letzten Gedenkveranstaltung am 5. September 2020 formulierte: *„Damals haben sich die Flüchtlingschiffe von hier aus auf ihren – wie sich zeigte, letzten – Weg gemacht. Mögen unsere Blumen an sie, ihr Schicksal und das ihrer Passagiere erinnern.“*

Blumen mit viel Schwung ins Wasser. Barbara Schriever-Schumacher von der Gesellschaft der deutschen Minderheit Gdingen





Gedenken in Lamsdorf

LAMSDORF, SCHWIENTOCHLOWITZ, POTULITZ

Manuela Leibig, Rudolf Urban

Die deutsche Minderheit in Polen gedenkt jedes Jahr der Opfer der Nachkriegstragödie der Deutschen. Im Jahr 2020, dem 75. Jahrestag des Kriegsendes, hatte dieses Gedenken einen besonderen Charakter, auch weil neben den bisherigen Feierlichkeiten in Lamsdorf und Schwientochlowitz Potulitz bei Nakel an der Netze hinzugekommen ist.

Lamsdorf

Das Gedenken an die deutschen Opfer der unmittelbaren Nachkriegszeit beginnt immer am letzten Januarsonntag im ehemaligen Lager in Lamsdorf, das im Jahr 1945 und 1946 von der kommunistischen polnischen Regierung auf dem Gelände des Kriegsgefangenenlagers errichtet wurde. In dieser Zeit wurden hier etwa 5000 Menschen eingesperrt, die später als Deutsche ausgesiedelt werden sollten. Im Lager wurden sie aber Opfer von Gewalt, Terror, Hunger, Krankheiten und auch Tod, denn es wird gerechnet, dass bis zu 1500 Menschen in Lamsdorf ums Leben gekommen sind.

An die Geschehnisse des Jahres 1945 erinnerte der Oppelner Minderheitenseelsorger Dr. Peter Tarlinski bei der Predigt in der Lamsdorfer Kirche: „Flüchtlingslager, Häftlingslager, Arbeitslager, Straflager, Gefangenenlager, Durchgangslager, Konzentrationslager, Vernichtungslager bedeuteten ein unmenschliches Leid für Millionen von Menschen. Die einen Lager, die deutsche Nationalsozialisten errichtet hatten, wurden befreit. Die anderen Lager für die deutsche Bevölkerung in Oberschlesien wurden von den sowjetischen Truppen und der polnischen kommunistischen Verwaltung in Betrieb gesetzt. Unzählige Menschen aus Schlesien wurden in die Sowjetunion verschleppt und sind nicht mehr nach Hause gekommen“. Gleichzeitig mahnte Tarlinski: „Richtet und verurteilt nicht, sondern baut gegenseitiges Vertrauen auf, stellt euch gemeinsam gegen das Böse, Hass, Vergeltung, Gewalt, Unterdrückung und Missachtung der Menschenwürde, sie ist nämlich unantastbar.“

Bei den Feierlichkeiten in Lamsdorf war auch der Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland in Breslau, Hans Jörg Neumann, auf dem symbolischen Friedhof der Opfer des Nachkriegslagers anwesend. „Wir erinnern heute an ein besonderes Kapitel der Nachkriegstragödie der Deutschen in Polen. Ich danke für Ihre Anwesenheit, denn damit setzen Sie ein Zeichen, dass die Opfer nicht vergessen worden sind. Für die von Deutschen verübten Untaten musste besonders auch die deutsche Zivilbevölkerung in Schlesien in den letzten Kriegsmonaten und nach dem Krieg einen sehr hohen Preis zahlen. Lernen wir aus der Geschichte dieses Ortes hier und sagen wir uns immer wieder, dass so etwas niemals mehr geschehen darf“, so Neumann.

„Der Januar in Schlesien leitet unsere Gedanken zu den tragischen Ereignissen von vor 75 Jahren. Fast alle denken an dieses Verbrechen und assozi-

ieren es mit Schlesien. Doch das Schicksal der deutschen Zivilbevölkerung in den mitteleuropäischen Ländern war identisch mit dem der Schlesier: Vertreibungen, Lager, Deportationen in die Sowjetunion, Vergewaltigungen, Leiden und Tod. So geschah es in Rumänien, Ungarn, der Tschechoslowakei und in den ehemaligen deutschen Ostgebieten, also in Schlesien, Pommern, Ost- und Westpreußen, sowie auch in Danzig, Lodsch und Posen“ erinnerte in seiner Rede Bernard Gaida, Vorsitzender des Verbandes deutscher Gesellschaften in Polen.

Jens Baumann, der Beauftragte für Vertriebene und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen, war letztes Jahr bei den Feierlichkeiten zur Oberschlesischen Tragödie in Tost. Dieses Jahr nahm er zum ersten Mal an den Feierlichkeiten in Lamsdorf teil. „Ich bin beeindruckt, mit welcher Anteilnahme die gesamte Bevölkerung hierher kommt“, so Baumann. Und Rafaf Bartek, der Vorsitzende des Opperler Sejmiks und zugleich Chef der deutschen Minderheit in der Opperler Region, nutzte die Gelegenheit, um sich bei allen zu bedanken, die sich um die Gedenkorte in den Dörfern kümmern und jedes Jahr eine Messe, eine Andacht oder Feierlichkeiten im DFK zum Gedenken an die Opfer der letzten Kriegsmonate und der Zeit nach dem Krieg organisieren.

Zgoda

Wenige Monate später, am 13. Juni, kamen dann Mitglieder der deutschen Minderheit und Vertreter anderer schlesischer Organisationen in Schwientochlowitz zusammen, um an die Opfer des dortigen Lagers „Zgoda“ zu erinnern. Dieses entstand im Februar 1945 am Ort, an dem sich zuvor ein Nebenlager des deutschen Konzentrationslagers Auschwitz befand. Zwischen Februar und November 1945, denn nur so lange existierte „Zgoda“, wurden hier mehr als 5700 Deutsche sowie Vertreter anderer Nationen und vor allem anderer politischer Gesinnung inhaftiert, von denen fast 2000 auf brutale Weise ums Leben gekommen sind.

Der Termin für die Gedenkfeierlichkeiten im Juni ist nicht zufällig gewählt. „Am Anfang fragte ich mich bei der Organisation dieser Feierlichkeiten: Warum gerade im Juni? Wie sich dann zeigte, wurde das erste bescheidene Denkmal zur Erinnerung an jene Ereignisse, das sich auf dem Kommunalfriedhof in Ruda in Friedenshütte an der Stelle einer Massenbe-

stattung befindet, am 17. Juni 1995 eingeweiht“, sagt Eugeniusz Nagel von der SKGD Kattowitz. Das Denkmal wurde auf Initiative ehemaliger Häftlinge errichtet. Seit jenem Tag fanden Treffen zum Gedenken an die Ereignisse im Lager Eintrachtshütte alljährlich um den 17. Juni statt.

Nach einem Gottesdienst in der St. Josefskirche in Königshütte wurden die Hauptfeierlichkeiten am Eingangstor zum ehemaligen Lager begangen. „Dies ist ein Ort, der uns alle eint, alle Bewohner Schlesiens; auch wenn unsere Zusammenarbeit nicht immer problemfrei ist, an diesem besonderen Tag sind wir alle zusammen“, ist Eugeniusz Nagel überzeugt. „Es ist unsere Pflicht, an diesen Feierlichkeiten teilzunehmen, wir wollen dieser schwierigen Vergangenheit gedenken“, sagt Jadwiga Zakrzewska vom DFK Rybnik.

„Dieser Ort ist ein wichtiger Bestandteil der Geschichte Schlesiens. Als ein Nachkomme von Oberschlesiern, die jene Zeit miterlebt haben, muss ich hier sein. Meine Vorfahren hatten das Glück, nicht in dieses Lager zu geraten, aber das bedeutet nicht, dass sie damals in einem Schlaraffenland lebten“, weiß Sławomir Pośpiech, stellvertretender Stadtpräsident von Schwientochlowitz, der sich bei seiner Rede am Lagertor dafür verbürgte, sich um diesen Ort zu kümmern.

Die Teilnehmer der Zeremonie begaben sich auch zum Gemeindefriedhof nach Friedenschütte und anschließend zum evangelischen Friedhof in Schwientochlowitz. An beiden Orten gibt es Massengräber von Lageropfern mit Gedenktafeln. „Die Verstorbenen wurden nicht nach ihrer Religionszugehörigkeit begraben, sondern wie es gerade kam“, betonte Eugeniusz Nagel. Bischofsvikar Robert Chudoba aus Gleiwitz: „Ich bin Katholik und Oberschlesier. Mir wurde viel über die Geschichte von Eintrachtshütte erzählt und ich vervollständigte mein Wissen durch die Lektüre eines Buches von Gerhard Gruschka, der jene Ereignisse miterlebt hat. Ein gemeinsames Gebet mit dem Pfarrer der evangelisch-augsburgischen Kirchengemeinde in Schwientochlowitz, Sebastian Olencki, ist eine christliche Pflicht“, so Pfarrer Chudoba.

Potulitz

Erstmals organisierte der Verband deutscher Gesellschaften in Polen in diesem Jahr auch eine Gedenkfeier für die Opfer des Nachkriegslagers in Potulitz nahe Nakel an der Netze. Am 28. August fand daher, in Zusammenarbeit mit der dortigen Selbstverwaltung und dank einer Förderung des Deutschen

Generalkonsulates in Danzig, eine Gedenkveranstaltung statt. Mit einem ökumenischen zweisprachigen Gottesdienst sowie Kranzniederlegungen an Gedenkorten und einem Vortrag über das Nachkriegslager Potulitz erinnern nicht nur die Deutschen im Norden Polens, sondern auch Vertreter der Stadtverwaltung von Nakel an der Netze ebenso wie polnische Einwohner der Region, an das Schicksal der Opfer des Lagers.

Potulitz ist auf den ersten Blick ein unscheinbares Dorf in der Gemeinde Nakel an der Netze. Wenn sich nicht mitten im Ort ein Gefängnis befinden würde, unterschiede es sich kaum von anderen Dörfern in der Umgebung. Potulitz ist aber auch, sowohl für viele Polen als auch Deutsche in und aus dem Norden Polens, der Inbegriff einer Tragödie. Denn zwischen 1941 und 1950 gab es dort ein zunächst deutsches Lager für Polen, später ein polnisches kommunistisches für die deutsche Bevölkerung.

Anfang 1941 wurde das Lager in Potulitz gegründet, das dazu dienen sollte, die polnische Bevölkerung der Region vor ihrer geplanten Aussiedlung in das sog. Generalgouvernement zu sammeln. „In den ersten Monaten wurden auch viele der Gefangenen kurz nach ihrer Internierung abtransportiert. Nach dem Angriff Deutschlands auf die Sowjetunion wurden es aber weniger Aussiedlungen und die, die stattfanden, gingen Richtung Westen, wo die Polen oft zu Zwangsarbeit eingesetzt wurden“, sagte Dr. Izabela Mazanowska vom Institut des Nationalen Gedenkens in Bromberg.

Das Potulitzer Lager wurde umgewandelt in ein Arbeits- und Straflager, in dem Menschen aus unterschiedlichen Gründen eingesperrt wurden. „Die einen weigerten sich, sich in die Deutsche Volksliste eintragen zu lassen, andere verweigerten den Kriegsdienst oder halfen polnischen Partisanen. Ungeachtet aber der Gründe mussten alle volljährigen Gefangenen schwere Arbeit leisten und unmenschliche Bedingungen erdulden“, sagte Dr. Mazanowska.

In den Jahren, in denen Potulitz ein deutsches nationalsozialistisches Lager gewesen war, waren dort insgesamt ca. 25.000 Menschen eingesperrt, wovon 1297 Todesopfer identifiziert werden konnten, wie Dr. Mazanowska berichtete. Gleichzeitig unterstrich sie, dass wegen unzureichender Archivmaterialien viele Fragen bis heute noch offen bleiben.

Ähnlich wenig Archivmaterialien gibt es zum Potulitzer Lager aus der Nachkriegszeit, als es von polnischen kommunistischen Machthabern übernommen und für eigene Zwecke genutzt wurde. Auch hier war das Ziel die

Aussiedlung, nun sollte es aber die deutsche Bevölkerung aus dem gesamten Norden des Landes treffen. „Daneben, so waren damals die Vorschriften, mussten die Gefangenen aber auch Arbeit leisten, sowohl auf dem Lagergelände als auch außerhalb davon“, sagte Dr. Mazanowska.

Andrzej Gehrke, der Vorsitzende der deutschen Minderheit in Graudenz, kennt Berichte von Gefangenen des Nachkriegslagers, vor allem die von Gustav Becker, der heute in Elsterwerda in Brandenburg lebt und sagt: „Es mussten sehr schwere Bedingungen gewesen sein, ich habe nicht nur einmal beim Lesen geweint. Letztendlich muss man sagen, das Lager weist in den Kriegsjahren und nach dem Krieg keine großen Unterschiede auf, wenn es um das schreckliche Schicksal seiner Insassen geht“.

Bis zum Jahr 1950, als das Nachkriegslager geschlossen wurde, waren in ihm zeitweise ca. 35.000 Deutsche bzw. Menschen, die von den Kommunisten als solche angesehen wurden, gefangen. Nach offiziellen Statistiken, u.a. anhand von Angaben des Standesamtes in Nakel an der Netze, lag die Zahl der Todesopfer bei 3099.

Besonders tragisch im Fall von Potulitz ist aber das Schicksal der dort gefangenen Kinder. Da beide Lager grundsätzlich die Aussiedlung zum Ziel hatten, wurden darin ganze Familien eingesperrt. Ältere und Kranke, vor allem aber Kinder, überlebten die dort herrschenden Bedingungen nicht. Über das deutsche Lager weiß man, dass unter den identifizierten Opfern über 760 Kinder gewesen sind, von denen eine Vielzahl im Säuglingsalter gestorben ist. Aber auch im Nachkriegslager war es nicht anders. Andrzej Gehrke weiß es aus seiner Familiengeschichte. „Im Lager Potulitz starben nicht nur zwei Tanten und ein Onkel, sondern auch mein Cousin, der zum Zeitpunkt des Todes im Jahr 1949 gerade einmal zwei Monate alt gewesen ist“, sagt Gehrke.

Die Opfer des deutschen Lagers ruhen heute auf einem Gedenkfriedhof unweit des Lagers und sind dort namentlich erwähnt. Beim Lesen der Namen und der Lebzeiten wird dem Besucher noch einmal die Tragödie der Kinder deutlich vor Augen geführt. An die polnischen Opfer erinnert auch eine Tafel am Gefängnisgebäude, dem ehemaligen Lager.

Die deutschen Opfer des Nachkriegslagers dagegen wurden in einem Massengrab außerhalb des Dorfes verscharrt. Heute erinnert dort an sie eine Gedenktafel, die fast wie auf einer Insel zwischen zwei Kiesgruben steht und

dem VdG-Vorsitzenden Bernard Gaida Sorgen bereitet, ob der Ort nicht dem Tagebau anheimfällt. Die Tafel wurde von der Nakeler Stadtverwaltung im Jahr 2000 errichtet, zwei Jahre nachdem auf dem örtlichen Friedhof ebenfalls ein Denkmal für die deutschen Opfer entstanden ist.

Das Gedenken an die deutschen Opfer haben die ehemaligen polnischen und deutschen Gefangenen selbst angestoßen. „Gustav Becker und Stanisław Glapinski saßen beide in derselben Baracke, nur in verschiedenen Jahren. Sie beide haben sich für die Versöhnung eingesetzt, aus der später sogar zwischen Nakel und der heutigen Heimat von Herrn Becker, also Elsterwerda, auch eine Gemeindeparterschaft entstanden ist“, erinnert sich Tadeusz Sobol, Landrat von Nakel. Außerdem engagiert sich auch die örtliche Schule dabei, die Geschichte des Lagers vor und nach 1945 darzustellen. Beim Gedenkgottesdienst in der Potulitzer Kirche am 28. August sagte der Seelsorger für die Deutschen im Norden Polens, Pfarrer André Schmeier, man könne seine Geschichte und die seines Volkes nicht abschütteln. Die Geschichte sollte aber auch als ein Wegweiser in eine bessere Zukunft angesehen werden. „Bei der Vorbereitung der Veranstaltung haben wir von unseren Mitgliedern gehört, dass Potulitz ein Ort ist, an den viele Menschen aus dem ganzen Norden gebracht wurden, er ist also in vielen Familiengeschichten ein tragischer Punkt. Deswegen ist er auch für uns als Gemeinschaft ein wichtiger und symbolischer Platz, den wir in Zukunft regelmäßig aufsuchen wollen“, sagt Bernard Gaida.

Für Andrzej Gehrke aus Graudenz ist diese Ankündigung von großer Bedeutung, denn: „Es ist wichtig, die Erinnerung an diesen und andere Orte hier im Norden wach zu halten. Dabei bleibt aber Potulitz eines der größten Lager für die deutsche Zivilbevölkerung und wir haben die moralische Pflicht, des Schicksals der Opfer, der Mitglieder unserer Gemeinschaft, zu gedenken“, sagt Gehrke.

Am Mahnmal in Potulitz



„DIE TRAGÖDIE DER DEUTSCHEN IM NACHKRIEGSPOLEN“

Ansprache von Bernard Gaida, Vorsitzender des Verbandes der deutschen Gesellschaften in Polen (VdG) bei der Gedenkfeier in Lamsdorf am 26. Januar 2020

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich möchte mich bei allen für Ihr zahlreiches Kommen an den Ort des einst ehemaligen Kriegsgefangenenlagers in Lamsdorf ganz herzlich bedanken, das nach dem Kriegsende ein Lager für Deutsche geworden ist. Dabei möchte ich erwähnen, dass ich direkt aus Reschitza in Rumänien hierhergekommen bin, wo ich gestern bei den Gedenkfeierlichkeiten für die deutschen Opfer der Deportation in die Sowjetunion teilgenommen habe. Nach Rumänien bin ich aus Nowosibirsk gekommen, wo ich die AGDM-Ausstellung „In zwei Welten“ über 25 deutsche Minderheiten eröffnet habe. Die Ausstellung habe ich in Sibirien eröffnet, da im Jahr 1941 dorthin Wolgadeutsche verbannt oder deportiert wurden.

Gedenken in Rumänien, Ungarn, Sibirien

In den letzten Jahren in der Tätigkeit als AGDM-Vorsitzender nahm ich an Gedenkfeierlichkeiten für die deutschen Opfer des Kriegsgefangenenlagers, des Hungers, der Internierung und Folter in Serbien und Kroatien teil. Somit fand am 19. Januar 2020 ein weiterer Gedenktag in Ungarn statt, der bereits im Jahr 2012 durch das ungarische Parlament als Nationaler Gedenktag der Vertreibung ungarischer Deutscher verabschiedet wurde. Der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, Prof. Dr. Bernd Fabritius, äußerte sich an diesem Gedenktag wie folgt: „Das ungarische Gedenken an die Opfer der eigenen Ungerechtigkeit in der Vergangenheit zeigt ein ernstes historisches Gewissen. Ein solches Verhalten erfordert eine ernsthafte Würde und stellt Ungarn als ein Vorbild für Europa da.“

Überall übten die Kriegsgewinner kollektive Verantwortung gegenüber den Deutschen aus. Sie wurde auf alle verbreitet, vor allem auf Kinder, ältere Menschen und Frauen. Der amerikanische Hauptankläger Robert H. Jackson sagte damals im Nürnberger Prozess: „*Was die Welt bestimmt nicht braucht*

ist die Idee, einige Opfer aus den Konzentrationslagern herauszuholen und die anderen hineinzustecken. Doch genau dies geschah!“

Der Monat Januar in Schlesien führt unsere Gedanken zu den tragischen Ereignissen vor 75 Jahren. Wir sind seit vielen Jahren in Schwientochlowitz-Zgoda, Myslowitz-Rosengarten sowie in Lamsdorf anwesend. Die örtlichen Gedenktafeln zeigen das Ausmaß des Verbrechens, insbesondere wenn man das Geburtsdatum dieser Opfer liest. Der Begriff der Oberschlesischen Tragödie wurde bereits im öffentlichen Raum Schlesiens auf sehr unterschiedliche Weise übernommen. Einige haben sich daran gewöhnt, diese Straftaten an die Zivilbevölkerung als kommunistische Straftaten zuzuordnen, andere gewöhnten sich daran stets zu bezeugen, dass es sich um ein Verbrechen handelt, nur weil die Opfer Schlesier waren und wurden nur als Deutsche betrachtet – als würde es einen Unterschied machen. Hingegen sind andere der festen Überzeugung, dass die einzigen Täter und Organisatoren die Russen waren. Fast alle denken an dieses Verbrechen und assoziieren es mit Schlesien und verbinden es sogar nur mit dem östlichen Teil, mit Oberschlesien.

In der Zwischenzeit müssen wir feststellen, dass das Schicksal der deutschen Zivilbevölkerung in den mitteleuropäischen Ländern identisch war: Vertreibungen, Lager die als Arbeitslager genannt waren, Deportationen in die Sowjetunion, Vergewaltigungen, Leiden und Tod. So geschah es in Rumänien, Ungarn, in der Tschechoslowakei und in den ehemaligen ost-deutschen Gebieten also in Schlesien, Pommern, Ost- und Westpreußen sowie in Danzig, Lods und Posen.

Leid der Deutschen überall im Osten

Wenn wir also an den Gedenktafeln oder den Gräbern der Ermordeten in Schlesien stehen, müssen wir auch der ermordeten Sudetendeutschen, der Deportierten aus Siebenbürgen, der Vertriebenen aus Ungarn, den vergewaltigten Frauen in Ermland, der verhungerten Kindern aus Königsberg, der Waisen aus Masuren, die in litauischen Wäldern verirrt und der Mütter, deren Säuglinge in Potulitz weggenommen wurden, gedenken. Wir sollten hier in Schlesien nicht den Grad des Leidens der anderen beurteilen, die ebenso zu Opfern der Kriegsgewinner wurden. Wie sollte man das Leiden vergleichen? Das Leiden der Familien, die ihre Angehörigen während des

Krieges verloren haben mit denen, deren Angehörige nicht von der Deportation nach Donbass zurückgekehrt sind. Wie ist der Schmerz der Verwaisung von deutschen Kindern aus Masuren zu messen, in deren Händen die Mütter und Großmütter starben, die ausgehungert waren und weit aus den Gebieten unter polnischer Verwaltung und instinktiv nach Osten geflohen sind, direkt nach Litauen, weil die Litauer sie besser behandelt haben. In welchem Maße ist ein bewusster oder unbewusster Identitätsverlust, Namens- oder Religionsänderung von Kindern zu messen, die ihren Müttern in Potulitz weggenommen und in Polen zur Adoption übergeben wurden. Wie ist der Schmerz von deren Müttern zu messen, die den Rest ihres Lebens damit verbracht haben, vergeblich nach den Kindern zu suchen. Wir sollten daran denken, dass, als die Welt den Frieden feierte, zwischen der Oder, der Ostsee, dem Adriatischen Meer, dem Schwarzen Meer und Sibirien das Leiden oftmals erst anfang.

„Respekt für unsere Gedenkstätten.“

Heute stehen wir hier symbolisch an einem der wenigen Erinnerungsorte für diese Tragödie. Einer breiten und weit über Schlesien hinausgehenden Tragödie. Die meisten dieser Orte haben noch keine Denkmäler oder Gedenktafeln. Deshalb habe ich vor zwei Jahren im Präsidentenpalast in Warschau als Deutscher und Schlesier gleichzeitig Folgendes gesagt: „In Polen sind auch Staatsbürger einer nicht polnischen Herkunft mit unterschiedlicher Sensibilität und historischem Gedächtnis, aber mit gleichen Pflichten und Rechten“ und dass wir permanent sowohl eine bessere Bildung fordern, Zugang zu den Medien, als auch „Respekt für unsere Gedenkstätten.“ Hier in unseren schlesischen Erinnerungsorten der Tragödie der Nachkriegszeit, den wenigen in Bezug auf die Größe des Leidens, rufe ich immer dazu auf, allen Opfern der Kriegsgewinner zu gedenken, weil in der Regel über sie die Geschichte schweigt. Vielleicht ist das einfacher zu verstehen, wenn wir den Begriff von Helga Hirsch verwenden, die über die Rache der Opfer spricht. Verständnis zeigen, aber ohne eine Zustimmung zum Schweigen und zur Rechtfertigung. Wir müssen an diejenigen erinnern, die bis zum Ende des Krieges überdauert haben, aber den Frieden nicht überlebt haben.

Sprachliche und kulturelle Diskriminierung

Als die schreckliche Zeit der Angst um das eigene Leben zu Ende war, begann die Zeit des nicht einfachen und oft verlorenen stummen Kampfes mit dem Staatsapparat um die nationale und sprachliche Identität. Wenn wir an die Nachkriegstragödie der Deutschen in Schlesien, Pommern und anderen Regionen denken, betrachten wir sie breiter. Es handelt sich nicht nur um die größten Vertreibungen in der Geschichte der Menschheit, die in ihrem Wesen widersprüchlich zu den Rechten der Menschen auf ihre Heimat sind. Das bezieht sich auf ein Lager wie dieses, auf die Deportationen in die Sowjetunion, aber auch spätere sprachliche und kulturelle Diskriminierung, erzwungene Polonisierung von Vor- und Nachnamen und auf das Verbot Deutsch zu sprechen und zu lernen, und viele andere Formen der Verletzung von Menschenrechten und nationalen Minderheiten. Die Deutschen blieben jahrzehntelang im heutigen Polen und anderen mittel- und osteuropäischen Ländern als Bürger zweiter Klasse. Eines unserer älteren Mitglieder aus Alenstein sagte, dass sowohl die Vertriebenen als auch die Verbliebenen ihre Heimat verloren haben: „Nur die Landschaft, der Himmel und die Bäume sind von der Heimat geblieben. Bis auf dieses ist uns die Heimat fremd“. Wie viele Tragödien verbergen sich in diesen Worten.

All das führt dazu, dass der VdG beschlossen hat, allen von uns organisierten Feierlichkeiten in diesem Jahr einen Schwerpunkt zu setzen, der diesen breiten Standpunkt miteinbezieht und uns die Bekanntmachung dieses Ereignisses bewusst macht, das wir zu einem Begriff der Oberschlesischen Tragödie beschränkt haben. Demzufolge verleihen wir auch den alljährlichen Feierlichkeiten hier in Lamsdorf, den Namen „75 Jahre nach dem Kriegsende und der Nachkriegstragödie der Deutschen in Polen“.

Unrecht nennen und anerkennen

In unserer Entscheidung bestärkt mich die vor einigen Tagen verkündete Botschaft des Senats und Sejms der Republik Polen, die nach den Resolutionen der Sejmiks der Woiwodschaft Schlesien und Oppeln vor einigen Jahren zu einem Dokument von höchstem Rang geworden ist. Ob die Sejmiks zu Recht dieses Thema auf einer regionalen Höhe betrachtet haben, sollte jedoch der Senat und Sejm die Opfer der gleichen Tragödie in Pommern, Ermland und Masuren, im ganzen Gebiet Schlesiens, aber auch in Lodsch,

Posen und Nieszawa nicht ignorieren. Wir respektieren diese Botschaft, jedoch zeigt sie uns, dass nur das, was wir beim Namen nennen, anerkannt wird. Deshalb nennen wir es die Nachkriegstragödie der Deutschen im Nachkriegspolen. Aus diesem Grund wird die deutsche Minderheit auch anderen Erinnerungsorten gedenken, ebenso außerhalb von Oberschlesien. Vielleicht werden auch Gedenkorte dort entstehen, wo viele von den Deportierten für immer geblieben sind, in der gegenwärtigen Ukraine, der damaligen Sowjetunion. Als eine Gemeinschaft, die von den Vorteilen des demokratischen Wandels profitiert und in diesem Teil der Welt wiedergeboren ist, sind wir den Opfern dieser Zeit das Gedenken schuldig.

Viele unserer polnischen Nachbarn verstehen auch unsere Bedürfnisse des historischen Gedenkens, daher versuchen wir möglichst mit der ganzen Gemeinschaft unserer Wohnorte dieses zu pflegen. Seit Jahren funktioniert es in Lamsdorf ganz gut. Dieser Ort erinnert uns schmerzhaft an die namenlosen Opfer des Nachkriegsleidens, aber auch auf diese Weise, indem uns die örtliche Direktorin mitgeteilt hat, dass sich hinter diesem Zaun im Gebüsch immer noch die sterblichen Überreste begrabener Häftlinge dieses Nachkriegslagers befinden. Demgemäß, wenn wir irgendwo auf Widerstand stoßen, dürfen wir auf das Streben der Enthüllung der Wahrheit und ihrer Gedenken nicht verzichten.

Gemeinsam mit Nachbarn erinnern

Dabei helfen uns polnische Künstler wie Olga Tokarczuk mit vielen Geschichten über Niederschlesien, der Film „Rose“ von Smarzowski oder „Kamerdyner“ von Bajon. Der Anspruch auf Respekt ebenso in Bezug auf unser historisches Gedenken ist keine Relativierung der Geschichte, Verdrängung der Verantwortung, sondern das Streben nach ihrer Gesamtheit. Diese Vollständigkeit verlangt eine Bezeichnung jedes Verbrechens, jedes Gewalttäters und jedes Opfers beim Namen, unabhängig von ihrer Nationalität. Die vollständige geschichtliche Wahrheit ist eine erforderliche Voraussetzung für Vergebung und einer echten Versöhnung, was uns polnische und deutsche, katholische und evangelische Bischöfe gelehrt haben. Die folgenden Worte: „Wir vergeben und bitten um Vergebung“, haben in der heutigen Welt der verwischten Werte eine außergewöhnliche Kraft. Diese Wahrheit ist aber auch ein Bestandteil der Wurzeln, die erforderlich zum Verständnis und zur Bewahrung unserer deutschen Identität auf dieser Erde sind. Denn ohne

sie können wir uns nicht gegenseitig verstehen. Das Leiden kennt keine Nationalität, und die Opfer und Täter waren auf allen Seiten des Krieges vertreten, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß. Eine christliche Haltung fordert, dass wir für sie alle beten. Diese Wahrheit ist am einfachsten in Form eines gemeinschaftlichen Gebetes anzunehmen, mit dem wir immer anfangen. Dieses Gedenken, bei welchem neben uns den schlesischen deutschen auch polnische Bürger teilnehmen, Vertreter polnischer Institutionen und deutscher Diplomatie und Einwohner von Lamsdorf, betrachten wir als ein Werkzeug des Friedens und der Harmonie, und nicht der Spaltungen, die immer öfter in unserer Realität sich wiederfinden.

OHNE ERINNERUNG KEINE ZUKUNFT

*Ansprache von Bernard Gaida, Vorsitzender des Verbandes der deutschen
Gesellschaften in Polen (VdG) am Denkmal für deutsche Opfer von Potulitz
am 28. August 2020*

Wir treffen uns hier in einem besonderen Jahr, 75 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Der heutige Tag führt dazu, dass wir besonders weitreichend der Opfer gedenken sollen. Wir stehen hier an einem Ort, der aus Hass entstanden ist – an dem Massengrab des Nachkriegslagers für Deutsche. Auf dem Friedhof der Opfer der institutionell organisierten Rache. Es ist das Grab vor allem von Frauen, Kindern und Greisen, die hier getötet wurden oder verhungert und durch Krankheiten ums Leben gekommen sind, nur weil sie Deutsche waren. Damals ist die Zivilbevölkerung zum Objekt des Hasses geworden. Man kümmerte sich nicht darum, dass Verbrechen und Repressionen gegen Deutsche in der Nachkriegszeit mit der Kollektivschuld zu rechtfertigen, keine Grundlage im Staatsrecht und in der christlichen Moral hatten. Bis heute wird dieses von vielen praktiziert. Aber gerade das dürfen wir nicht akzeptieren. Auch, wenn uns die Wurzeln des Hasses bekannt sind.

Am 70. Jahrestag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau durch die Rote Armee vor fünf Jahren sagte Bundespräsident Joachim Gauck: „Es gibt keine deutsche Identität ohne Auschwitz. Die Erinnerung an den Holocaust bleibt eine Sache aller Bürger, die in Deutschland leben. Er gehört zur Geschichte dieses Landes.“

Und vor über 25 Jahren versammelte sich der Deutsche Bundestag erstmals, um an den Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus zu erinnern. Die Erinnerung dürfe nicht enden, forderte damals Bundespräsident Roman Herzog. Er sagte: „Ohne Erinnerung gibt es weder die Überwindung des Bösen noch Lehren für die Zukunft.“

Ermutigt durch solche Gedanken müssen wir daran denken, dass ein wahrer Frieden der vollen historischen Wahrheit bedarf. Deswegen erinnern wir an die Tragödie des deutschen Ostens nach dem Einmarsch der Roten Armee und alles, was danach, schon nach dem offiziellen Ende des Krieges, geschehen ist. Das geht nicht anders als durch klare Benennung der Opfer sowie der Täter. Es gab deutsche Täter und deren Opfer, aber es gab auch deutsche Opfer und deren Peiniger, beide muss man zeigen, so, wie sie die Geschichte in Erinnerung hält – wahrhaftig und in der angebrachten moralischen Dimension. Und überall dort, wo die Geschichtslehre die Wahrheit immer noch nicht ans Licht gebracht hat, sollen wir es tun.

Weil es keine schlesische Identität ohne Lamsdorf, Eintracht/Zgoda in Schwientochlowitz oder Rosengarten in Myslowitz gibt, gibt es auch keine westpreußische Identität ohne Potulitz und keine deutsche Identität ohne Erinnerung an Vertreibung, Deportation in die Sowjetunion nach dem Krieg und Verlust der Heimat von Millionen Menschen. Millionen Opfer des Krieges und Holocaust sind wahr, aber Tausende, die im Jahre 1945 und danach ermordet, vergewaltigt und verschleppt wurden, sind auch wahr. Hunderte von Arbeits- und Übergangslagern für die Deutschen sind auch wahr. Die Opfer können nicht mehr sprechen und sie werden nur so lange „leben“, solange sie nicht in Vergessenheit geraten. Daher brauchen wir auch solche Orte wie diesen hier, um das ganze Geschehen aufzuzeigen.

Die Gemeinde Nakel, die Schule in Potulitz und viele Menschen aus Deutschland tun das schon. Aber das gehört eher zu den Ausnahmen. Deswegen möchte ich mich besonders bei allen, die vor Jahren unheimlich viel getan haben, um nicht nur der Opfer des deutschen Nazilagers zu gedenken, sondern auch die Geschichte des Nachkriegslagers zu entdecken, bedanken. Letztendlich stellt der heutige Tag vor uns ein bedrückendes Geheimnis des Hasses, der als Ursprung des Leides damals auf allen Seiten stand. Wir sollten oft die Worte von Marek Edelman versuchen zu verstehen: „Hass kann man viel leichter erwecken als Liebe entfachen. Hass ist leicht. Liebe

verlangt Anstrengung und Aufopferung. Wir erlauben, dass auf den Straßen der Städte (...) im Namen der demokratischen Freiheit Paraden des Hasses und der Intoleranz stattfinden. Das ist ein schlechtes Zeichen (...), denn Demokratie heißt nicht, das Böse zu gestatten, nicht einmal das kleinste, denn dieses könnte irgendwann einmal wachsen. Wir müssen in den Schulen, den Kindergärten, an den Hochschulen lehren, dass das Böse böse ist, dass Hass böse ist und die Liebe unsere Pflicht.“

Wir sind hierher gekommen, um gerade aus solchen Orten wie Potulitz eine Lehre in unsere Welt für die Zukunft mitzunehmen. Vor 60 Jahren, um den Hass zu überwinden, haben die polnischen Bischöfe nach Deutschland geschrieben: „Wir vergeben und bitten um Vergebung“. Vor 35 Jahren schrieb Johannes Paul II.: „der Friede besteht nicht lediglich darin, dass kein Krieg stattfindet, (...) sondern es ist ein dynamischer Prozess, der alle friedensstiftenden Faktoren in Betracht ziehen sollte (...)“

Deswegen ringen wir um den Aufbau einer gemeinsamen deutsch-polnischen Erinnerungskultur, die dazu beitragen kann, dass die schmerzhafteste Vergangenheit verarbeitet wird, um die gegenwärtigen Beziehungen zu festigen und wahre Versöhnung zu ermöglichen. Wenn das nicht geschieht, wird diese zu Versöhnungskitsch. Und auf dem kann man nichts aufbauen. Seit Jahren haben viele Polen und Deutsche, die hier, in Oberschlesien wie auch in Gdingen und etlichen anderen Orten, in den Gottesdiensten aller Opfer, sowohl der nationalsozialistischen als auch der kommunistischen Diktatur, im Gebet gedenken, das verstanden. Hier verstehen wir, dass sowohl das Leid wie auch das Verbrechen allen Nationen gemeinsam sind und dass das Christentum uns um Barmherzigkeit für die Opfer wie auch für die Täter beten lässt. Hoffentlich wird eine solche Rhetorik in den deutsch-polnischen Beziehungen wieder Oberhand gewinnen.

Gedenkveranstaltung in Potulitz, Foto: VDG



VOR 100 JAHREN AM 20. MÄRZ 1921:

VOLKSABSTIMMUNG IN OBERSCHLESIEIN

Die Volksabstimmung vom 20. März 1921 ist mit keinem anderen Ereignis in der Geschichte Oberschlesiens zu vergleichen. Denn zum einzigen Mal wurden die Einwohner der Region damals offiziell gefragt, in welchem Staat sie leben möchten. Die Volksabstimmung in Oberschlesien war eine von mehreren, die im Gefolge des Versailler Vertrags für einige Regionen der Verliererstaaten des Ersten Weltkrieges geplant wurden. Interessanterweise wurde sie aber erst in die zweite Fassung des Friedensvertrags aufgenommen. Dass in der Oderregion letztendlich ein Plebiszit stattfand, war in erster Linie den immer tieferen Gegensätzen unter den Siegermächten und der sich zunehmend verhärtenden Position der britischen Seite zu verdanken, die sich eine zu weit gehende Schwächung Deutschlands zugunsten Polens – des neuen Verbündeten Frankreichs – nicht wünschte.

Bei seinem Anspruch auf das bis dahin deutsche Oberschlesien berief sich Polen auf das Ergebnis der Volkszählung von 1910, bei der knapp 53 Prozent der Einwohner Polnisch als Muttersprache angegeben hatten. Völlig ignoriert wurden dabei aber mehrere wichtige Faktoren. In einer Grenzregion wie Oberschlesien wirkte sich nämlich die Muttersprache nicht direkt auf die ethnische Identität aus. Dass sich dort viele Menschen nicht als Deutsche fühlten, bedeutete noch lange nicht, dass sie sich als Polen begriffen. Schon damals definierte ja eine nicht geringe Gruppe ihre ethnische Zugehörigkeit nur auf regionaler Ebene. Es handelte sich dabei um Menschen, die sich weder zum Deutschtum noch zum Polentum bekannten, oder um diejenigen Bürger des Regierungsbezirks Oppeln, die gleichzeitig in beiden Kulturkreisen beheimatet waren. Dieses Phänomen ist auch heute in der Region bekannt. Überdies muss darauf hingewiesen werden, dass der slawisch-oberschlesische Dialekt bei der Volkszählung von 1910 als Sprache nicht angegeben werden durfte und in die Statistiken als Polnisch einfluss. Dabei war er damals von der polnischen Standardsprache zum Teil weit entfernt und klang für viele Sprecher des Hochpolnischen wohl nicht viel vertrauter als slowakische oder westukrainische Mundarten. Nicht zu übersehen darf ferner die Tatsache bleiben, dass sich ein Teil der

Ober = Schlesien

Mittel =

Nieder =



Deutschland
ist unsere
gemeinsame
Muttererde

slawischsprachigen Oberschlesier im Deutschen Reich wohlfühlte, sich mit dem Staat identifizierte und trotz der linguistischen Verwandtschaft Polen als fremdes Land und die Polen als Ausländer betrachtete.

In die Geschichte ging das Plebiszit als obereschlesische Volksabstimmung ein, aber aus zwei Gründen ist dies keine präzise Bezeichnung. Denn erstens umfasste das Abstimmungsgebiet nicht den gesamten preußischen Regierungsbezirk Oppeln und zweitens fand die Abstimmung auch in einem Teil des niederschlesischen Kreises Namslau statt. Die westlichen Teile Oberschlesiens (Kreise Neisse, Falkenberg und Grottkau sowie die Westhälfte des Kreises Neustadt) nahmen an dem Plebiszit nicht teil, weil sie von deutscher Bevölkerung dominiert waren und das Abstimmungsergebnis dort vorhersehbar gewesen wäre. Für die deutsche Seite war dies zugleich gut und schlecht. Schlecht, weil dadurch die globale Unterstützung für Deutschland geschwächt wurde. Gut dagegen, weil mindestens die westlichen Teile der Region bei Deutschland verblieben wären, falls das gesamte Abstimmungsgebiet an Polen hätte fallen sollen.

Etwas seltener wird im Zusammenhang mit der Volksabstimmung in Preußisch-Oberschlesien erwähnt, dass auch für das bis 1918 österreichische Teschener Schlesien ein Plebiszit geplant wurde. Während des Abstimmungskampfes spitzte sich dort jedoch die Lage dermaßen zu, dass beide konkurrierenden Parteien, Polen und die Tschechoslowakei, auf die Durchführung der Volksabstimmung verzichteten und sich auf ein internationales Schiedsgericht verließen. Infolgedessen wurde das Teschener Schlesien bereits Mitte 1920 durch eine Staatsgrenze geteilt. Die Entscheidung hierüber traf der im belgischen Spa beratende Botschafterrat der Siegermächte.

Im deutschen Oberschlesien hatte schon am 11. Februar 1920 – also noch bevor die Vorbereitungen auf die Volksabstimmung begannen – die aus Vertretern Frankreichs, Großbritanniens und Italiens bestehende Interalliierte Regierungs- und Abstimmungskommission die Verwaltung übernommen. Die Reichswehr musste aus den strittigen Gebieten abziehen, an ihre Stelle rückten alliierte Streitkräfte, die in Oberschlesien nun für Ruhe und Ordnung zu sorgen hatten. Der Anblick italienischer und französischer Soldaten wurde in der Region für anderthalb Jahre zur Alltäglichkeit. Obschon offiziell unparteiisch, waren sie ein Instrument ihrer jeweiligen Regierungen, die den deutsch-polnischen Konflikt als Element

MATKO

PAMIĘTAJ OMNIE



GŁOSUJ za POLSKĄ

einer europäischen Auseinandersetzung um politische und wirtschaftliche Einflüsse sahen.

Dem Plebiszit gingen massive Propagandakampagnen der deutschen und der polnischen Seite voraus. In den in sehr hohen Auflagen gedruckten Broschüren, Büchern und Flugblättern versuchten beide Parteien, den Gegner zu diskreditieren und die Wähler für sich zu gewinnen. Auf beiden Seiten kam es zu Gewaltakten. Zur Teilnahme an der Abstimmung waren jene Bürgerinnen und Bürger berechtigt, die im Abstimmungsgebiet geboren worden waren oder spätestens vor dem 1. Januar 1904 dort ihren Wohnsitz eingenommen hatten. Auf Wunsch der polnischen Seite durften an dem Plebiszit auch Personen teilnehmen, die im Abstimmungsgebiet zur Welt gekommen waren, aber dort nicht mehr wohnten.

Von der enormen Bedeutung der Volksabstimmung für die Oberschlesien zeugt die hohe Beteiligung, die 97,8 Prozent betrug. 707.554 Berechtigte (59,7 %) gaben ihre Stimme für Deutschland ab. Dagegen sahen 478.820 Personen (40,3 %) ihre Zukunft in der Zweiten Polnischen Republik. Mehrheitlich für Polen stimmte die Bevölkerung der ländlichen Gebiete Ost- und Mitteloberschlesiens. Die Kreise im Westen und im Norden der Region votierten dagegen überwiegend für den Verbleib beim Reich. Deutsche Stimmenmehrheiten gab bis auf zwei Ausnahmen (Woischnik im Kreis Lublinitz und Alt-Berun im Kreis Pless) in allen Städten des Abstimmungsgebietes, wobei in den Großstädten das Ergebnis meistens mehr als eindeutig fiel, um nur Oppeln (95,0 % für Deutschland), Ratibor (90,9 %) Kattowitz (85,4 %) und Gleiwitz (78,9 %) zu nennen. Das beste Ergebnis erzielte die polnische Seite in den Landkreisen Pless (74,1 %) und Rybnik (65,2 %). Der höchste Anteil an deutschen Stimmen wurde dagegen in den Landkreisen Leobschütz (99,6 %), Kreuzburg (96,0 %) und Neustadt (88,0 %) verzeichnet. Bei dem letztgenannten Verwaltungsbezirk handelte es sich um ein mehrheitlich von slawisch-/polnischsprachiger Bevölkerung bewohntes Gebiet. Deutlich überwogen hat der Wunsch nach dem Verbleib bei Deutschland auch in den überwiegend slawisch-/ polnischsprachigen Kreisen Oppeln (69,4 %), Cosel (74,9 %) und Rosenberg (68,2 %). Eindeutig für Deutschland votierte zudem die Bevölkerung der mährischsprachigen Ortschaften in den Kreisen Ratibor und Leobschütz. In einigen von ihnen wurde sogar keine einzige Stimme für Polen abgegeben.



Nach dem Sieg im Plebiszit erwartete Berlin, dass Oberschlesien ungeteilt beim Deutschen Reich verbleiben würde. Der Versailler Vertrag sah jedoch für einen solchen Fall von Anfang an eine Teilung des strittigen Territoriums vor. Im Oktober 1921 wurde die neue Grenzlinie festgelegt. Die tatsächliche Teilung und die Errichtung von Grenzübergängen erfolgte allerdings erst seit Juni/ Juli 1922. Für die polnische Seite war die endgültige Trennlinie, der von einem Ausschuss des Genfer Völkerbundes erarbeitet worden war, günstiger als der

erste Entwurf, nach dem nur ländlich geprägte Gebiete im Osten der Region unter Verwaltung Warschaws hätten gestellt werden sollten. Eine Revision der ursprünglichen Pläne bewirkte der dritte polnische Aufstand vom Mai 1921, der vor allem als politische Manifestation der polnischen Ansprüche auf Oberschlesien zu verstehen war. Nach der endgültigen Entscheidung behielt Deutschland zwar 71 % des Abstimmungsgebiets und 54 % seiner Bevölkerung, doch der in wirtschaftlicher Hinsicht wertvollere Teil fiel an Polen. Von den größeren Industriezentren verblieben nur Gleiwitz, Hindenburg und Beuthen beim Reich. Die neue Grenze widerspiegelte nur teilweise die Präferenzen der Bevölkerung, die im Rahmen der Volksabstimmung ausgedrückt wurden, denn Folge einer Grenzziehung, die dem Abstimmungsergebnis vollständig entsprochen hätte, wäre die Entstehung von hunderten von Enklaven. Dies hätte nicht nur den Verkehr, sondern auch die Wirtschaft in der Region lahm gelegt. Polnisch geworden sind daher beispielsweise einige Industriestädte im Osten der Region, die sich bei der

Volksabstimmung eindeutig für den Verbleib beim Reich ausgesprochen hatten (Kattowitz, Königshütte). Die Kreise Tost-Gleiwitz und Groß Stehlitz, deren Einwohner sich mehrheitlich den Anschluss an Polen wünschten (57,5%, 50,7%) verblieben dagegen bei Deutschland. Ähnliche Beispiele gab es mehrere.

Die neue Grenze stellte für die Einwohner der Region kein Hindernis dar. Dank der Verkehrskarten (Grenzausweise) durften sie sie problemlos überschreiten, was umso wichtiger war, als die Arbeitsplätze vieler Oberschlesier nach 1922 aus Perspektive ihrer Wohnorte im Ausland lagen. Das alltägliche Leben wurde dennoch schwieriger, und zwar nicht nur, weil oft nahe Verwandte zu Bürgern eines fremden Staates wurden. Unabhängig von der nationalen Gesinnung empfanden nicht wenige Oberschlesier die Teilung ihrer Heimat einfach als etwas künstliches und unnatürliches. Die 17 Jahre dauernde Periode vom 1922 bis 1939, in der ein deutsches und ein polnisches Oberschlesien parallel existierten, war in vieler Hinsicht eine besondere Zeit in der Geschichte der Region. Nicht zuletzt deswegen, weil die Oberschlesier sonst nie das Privileg hatten, je nach Wunsch und Gesinnung in Deutschland oder in Polen leben zu können, ohne die Heimat verlassen zu müssen.

Alle Abbildungen Wikim.Com.

Kreis	Stimmenanteil in %	
	Für Polen	Für Deutschland
Landkreis Beuthen	59,1	40,9
Stadt Beuthen	25,3	74,7
Landkreis Cosel	25,1	74,9
Stadt Gleiwitz	21,1	78,9
Landkreis Groß Stehlitz	50,7	49,3
Landkreis Hindenburg	49,0	51,0
Landkreis Kattowitz	55,6	44,4

Landkreis Kattowitz	55,6	44,4
Stadt Kattowitz	14,6	85,4
Stadt Königshütte	25,2	74,8
Landkreis Kreuzburg einschl. des Teiles des Landkreises Namslau	4,0	96,0
Landkreis Leobschütz	0,4	99,6
Landkreis Lublinitz	46,8	53,2
Landkreis Neustadt (Ostteil)	12,0	88,0
Landkreis Oppeln	30,6	69,4
Stadt Oppeln	5,0	95,0
Landkreis Pless	74,1	25,9
Landkreis Ratibor	41,3	58,7
Stadt Ratibor	9,1	90,9
Landkreis Rosenberg	31,8	68,2
Landkreis Rybnik	65,2	34,8
Landkreis Tamowitz	61,7	38,3
Landkreis Tost-Gleiwitz	57,5	42,5
gesamt	40,3	59,7

STARKES BEKENNTNIS ZU DEUTSCHLAND

Vor 100 Jahren: Volksabstimmung in West- und Ostpreußen

Dawid Smolorz

Vor gut 100 Jahren, ein knappes Jahr vor dem Plebiszit in Oberschlesien, fanden im Sommer 1920 die vom Versailler Vertrag vorgesehenen Volksabstimmungen in Ost- und Westpreußen statt. Anders als in der Oderregion brachten sie ein mehr als eindeutiges Ergebnis, denn in beiden Fällen votierte die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung für den Verbleib bei Deutschland.

Seinen Anspruch auf Teile Ost- und Westpreußens begründete Polen mit den Angaben aus der preußischen Volkszählung von 1910, die in einigen Kreisen im Süden der Region (Lyck, Ortelsburg, Johannsburg, Neidenburg) polnischsprachige Mehrheiten ergeben hatte. Doch wie die Volksabstimmung bewies, handelte es sich dabei mehrheitlich um Menschen, die zwar den slawischen, masurischen Dialekt als Muttersprache sprachen, doch gleichzeitig sich als Teil des deutschen Volkes und loyale Bürger des deutschen Staates betrachteten. Dem Plebiszit ging eine groß angelegte Propagandaaktion voran, die die Wähler zur Stimmenabgabe für die jeweilige Seite überzeugen sollte. Schon Anfang 1920 musste das deutsche Militär kraft der Versailler Beschlüsse das Abstimmungsgebiet verlassen. In die Reichswehr-Kasernen rückten anschließend britische, französische und italienische Truppen und die Macht in den strittigen Gebieten übernahm eine interalliierte Kommission.

Die Volksabstimmungen in den beiden nordöstlichen Regionen Deutschlands fanden am 11. Juli 1920 statt. Ein klarer deutscher Sieg wurde zwar erwartet, doch die Chancen der polnischen Seite verschlechterten sich im letzten Moment noch zusätzlich wegen der Nachrichten von der polnisch-sowjetischen Front. Die Erfolge der Rote Armee gefährdeten damals sogar zeitweise die weitere Existenz des erst 1918 wiedererstandenen polnischen Staates. Im Allensteiner Abstimmungsgebiet (Ostpreußen) stimmten ca. 97,5% der Beteiligten für den Verbleib bei Deutschland. Etwas besser fiel das Ergebnis für Polen in dem westpreußischen Abstimmungsgebiet Marienwerder, wo „nur“ 92,5% der Bürger den Stimmzettel mit dem Text „Ostpreußen“ in die Urne einwarfen. Zu großer Enttäuschung der polnischen Seite votierten auch die mehrheitlich von den slawischsprachigen Masuren bewohnten Kreise für Deutschland, beispielsweise Johannsburg und Lyck mit je 99,9 % und Ortels-

burg und Neidenburg mit je 98,5 %. In aller Munde war der Kreis Oletzko, in dem sich von über 28.600 Abstimmungsbeteiligten nur zwei den Anschluss an den polnischen Staat wünschten. In Anlehnung an dieses Ergebnis wurde Marggrabowa, die Hauptstadt des Kreises Oletzko, 1928 in Treuburg umbenannt. Das beste Ergebnis in ganz Ostpreußen erzielte Polen im Landkreis Allenstein, wo sich 13,3% der Beteiligten ihre Zukunft in dem aus Warschau regierten Staat vorstellten.

Wie bereits angemerkt, fiel das Abstimmungsergebnis in Westpreußen für Polen etwas besser aus. In dem direkt an der kurz vor der Abstimmung gezogenen neuen Grenze, an dem sog. Polnischen Korridor gelegenen Kreis Stuhm stimmten sogar knapp 20% der Beteiligten für Polen. Circa 20 Ortschaften votierten dort mehrheitlich für Polen. Dieser Umstand veränderte jedoch keineswegs die Interpretation des für Deutschland mehr als positiven Gesamtergebnisses. Nichts konnte auf deutscher Seite die enthusiastische Stimmung trüben. Einige Zeitschriften schrieben sogar von einer „Ohrfeige für Polen“.

Infolge der Volksabstimmungen veränderte sich der Grenzverlauf kaum. Auf Anweisung des Obersten Rates in Paris wurden Polen nur acht im direkten Grenzgebiet liegende ost- und westpreußische Dörfer zugesprochen. Schon einen Monat nach dem Plebiszit zog die Reichswehr in die bei Deutschland verbliebenen Gebiete wieder ein. In mehreren ostpreußischen Städten wurden in den Folgejahren Abstimmungdenkmäler errichtet, wobei das eindrucksvollste wohl auf dem Jakobsberg in Allenstein stand. Bis 1939 bildeten Ostpreußen und die beim Reich verbliebenen westpreußischen Gebiete eine Exklave, die durch den Polnischen Korridor vom übrigen Deutschland abgetrennt war. Heute deckt sich die Grenze der Woiwodschaft Ermland-Masuren in ihrem südlichen und östlichen Abschnitt weitgehend mit der historischen Grenze zwischen Ostpreußen und Polen. (Sh)



Abstimmungdenkmal vor der Marienburg. Die Enthüllung fand am 4. Juni 1922 statt. Nach der Angliederung Marienburgs an Polen 1945 wurde anstelle des Ordensritters eine Statue der Gottesmutter Maria auf der verkürzten Säule aufgestellt. Foto: Wikim.Com.



Blick auf Hultschin

Ansichtskarte 1930er Jahre

UNTERWEGS IM HULTSCHINER LÄNDCHEN

Im Deutschland der Zwischenkriegszeit stand der Begriff „Hultschiner Ländchen“ für die Willkür der Siegermächte und den Verstoß gegen das nach dem Ersten Weltkrieg formulierte Selbstbestimmungsrecht der Völker. Heute gilt der kleine Landzipfel im Nordosten Tschechiens als katholische Insel in der säkularisierten Republik und zugleich als eine Region, die sich von allen anderen im Lande spürbar unterscheidet.

Man könnte sich wundern, dass dieser ländlich geprägte und wirtschaftlich nie bedeutende Teil Schlesiens, dessen Fläche ca. 300 km² beträgt, in der deutschen Öffentlichkeit der 1920er und 30er Jahre ein derart wichtiges Thema darstellte. Die Gründe hierfür waren jedoch in erster Linie emotional. Als nach dem Ersten Weltkrieg die Siegermächte eine europäische Neuordnung zu schaffen versuchten, beriefen sie sich auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker, ohne jedoch hinzuzufügen, dass dieses Prinzip für die Verliererstaaten Deutschland, Österreich und Ungarn in den meisten Fällen nicht galt. Die Volksabstimmungen in Oberschlesien, Ostpreußen, Schleswig und Westungarn waren in der damaligen Zeit eher Einzelerscheinungen. Für den südlichen Teil des Kreises Ratibor, der als „Hultschiner Ländchen“ in die Weltgeschichte eingehen sollte, wurde

eine solche Lösung nicht angewandt. Vielleicht, weil das Ergebnis mit höchster Wahrscheinlichkeit den Erwartungen der Sieger nicht entsprochen hätte. Zwar war die mährische Variante des Tschechischen die Muttersprache der meisten Einwohner der südlichen Gemeinden im damaligen Kreis Ratibor, doch wirkte sich diese Tatsache nicht automatisch auf deren nationale Identität aus. Viel wichtiger als die Sprache war die traditionelle mentale Bindung an Preußen und Deutschland. Unter der Hultschiner Bevölkerung galt die Devise: Mährisch ist die Sprache der Familie und Kirche, Deutsch die der Schule und Ämter. Die oberschlesischen Mährer fühlten sich im Deutschen Reich nicht als nationale Minderheit, vielmehr verstanden sie sich als slawischsprachiger Teil der deutschen Gesellschaft – sozusagen als mährischsprachige Deutsche. Trotz des Verbotes des mährischen Schulunterrichts und der Einführung des Deutschen als alleiniger Amtssprache nach der Vereinigung Deutschlands im Jahre 1871 kennzeichnete sich dieser Landesteil weiterhin durch eine lebendige Zweisprachigkeit.

Nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg wurde Deutschland mit dem Versailler Vertrag gezwungen, ohne Volksabstimmung das Gebiet an den jungen tschechoslowakischen Staat abzutreten. Proteste der deutsch- und mährischsprachigen Bevölkerung sowie Massenkundgebungen gegen den Anschluss an die Tschechoslowakei änderten nichts an der Entscheidung der Siegermächte genauso wie die inoffizielle Volksabstimmung, in deren Rahmen sich 93,7 % der Stimmberechtigten für einen Verbleib bei Deutschland aussprachen. Tschechoslowakische Truppen besetzten diesen Teil Oberschlesiens im Februar 1920. Erinnert sei an dieser Stelle auch daran, dass die territorialen Forderungen der Tschechoslowakei nach dem Ersten Weltkrieg weit über das Hultschiner Ländchen hinausreichten. Die Regierung in Prag erhob Anspruch auf den gesamten südlichen Streifen Oberschlesiens mit Ratibor, Leobschütz, Ziegenhals und Neustadt sowie auf die Grafschaft Glatz.

Die gegen ihren Willen mit tschechoslowakischer Staatsangehörigkeit besenkten Hultschiner manifestierten in diversen Formen ihre Abneigung gegenüber der aufgezwungenen neuen Ordnung: Jugendliche boykottierten tschechische Schulen und organisierten Schulstreiks. Viele Eltern schickten ihre Kinder demonstrativ in die deutsche Minderheitenschule nach Troppau. Große Entschlossenheit zeigten die Einwohner des Dorfes Haatsch, das direkt an der neuen Grenze lag. Sie entfernten nämlich anfangs die frisch



Übernahme von Hultschin durch die tschechoslowakische Armee und Behörden am 4. Februar 1920 um 11 Uhr auf dem Marktplatz der Stadt. Wkim.Com.

eingegrabenen Grenzsteine, um die deutsch-tschechoslowakische Grenze inoffiziell zu eigener Gunst zu verschieben. An dieser Stelle möge zudem erwähnt werden, dass die mährischsprachigen Dörfer des Kreises Ratibor, die nördlich der neuen Grenze lagen und im März 1921 an der oberschlesischen Volksabstimmung teilnahmen, fast zu 100% für Deutschland votierten.

Da die Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit im Gegensatz zu den meisten mitteleuropäischen Ländern ein demokratischer Staat war, hatten die Hultschiner die Möglichkeit, im Rahmen der Wahlen ihre politische und nationale Gesinnung zum Ausdruck zu bringen. Größter Unterstützung erfreuten sich meistens deutsche Parteien. Ab Mitte der 1930er Jahre gewann auch in diesem Teil Tschechisch-Schlesiens zunehmend die nationalsozialistische Sudetendeutsche Partei an Boden, allerdings nicht aus ideologischen Gründen (die Hultschiner waren überwiegend überzeugte Katholiken), sondern vielmehr wegen dem von dieser Gruppierung postulierten Anschluss an Deutschland.

Die Kontakte der Einwohner des Hultschiner Ländchens mit dem beim Reich verbliebenen Restkreis Ratibor und dem geographisch und kulturell nahen Landkreis Leobschütz waren in der Zwischenkriegszeit trotz der neuen Grenzziehung intensiv. Besuche bei Verwandten und Erwerbstätigkeit in Deutschland waren an der Tagesordnung. Auch wenn die neue Grenze als Zollgrenze respektiert wurde, bildete sie für die Bevölkerung kein Hindernis.

Angesichts der Gesinnung der Hultschiner Bevölkerung darf nicht verwundern, dass die nach dem Münchener Abkommen erfolgte Angliederung des Sudetenlandes und des Hultschiner Ländchens an das Deutsche Reich von den meisten Einwohnern begrüßt wurde. Als nach dem Zweiten Weltkrieg das Gebiet erneut unter die tschechoslowakische Verwaltung kam, blieb die Mehrheit der zweisprachigen Bürger der Region wohl nur deshalb von der Vertreibung verschont, weil Prag - genauso wie es 1920 der Fall war - mit der Existenz slawischer Bevölkerung ihren Anspruch auf das Hultschiner Ländchen rechtfertigen wollte. Überdies formulierte die Tschechoslowakei erneut ihre alten Gebietsforderungen und versuchte sogar, den nunmehr unter polnischer Kontrolle stehenden nördlichen Teil des Ratiborer Landes mit militärischen Mitteln zu annektieren. Nur durch eine entschiedene Reaktion Moskaus, das sich keine Auseinandersetzung zwischen eigenen Vasallenstaaten wünschte, kam es in den ersten Nachkriegsjahren zu keinem polnisch-tschechoslowakischen Krieg. Grund für einen eventuellen Konflikt wären nicht nur die tschechoslowakischen Forderungen gegenüber Ratibor, Leobschütz und Glatz gewesen, sondern gleichermaßen auch die polnischen Ansprüche auf das mehrheitlich von polnischsprachiger Bevölkerung bewohnte Olsagebiet.

Nach 1945 ergriffen die Behörden im Hultschiner Ländchen verschiedene „Entdeutschungsmaßnahmen“. Im Großen und Ganzen ließ sich die Situation der dort lebenden Deutschen bzw. Deutschgesinnten mit der in Polnisch-Oberschlesien vergleichen. Während zwischen 1938 und 1945 der Gebrauch des mährischen Dialekts von der deutschen Verwaltung verboten worden war, galt nun ein Verbot der deutschen Sprache. Auch kam es zur Zwangsslawisierung von Vor- und Nachnamen. Wer sich der neuen Ordnung nicht fügen wollte, musste mit Schikanen rechnen. Damit die einheimischen Jugendlichen von dem „schlechten Einfluss der deutschen Kultur“ endlich mal befreit wurden, durfte Deutsch an Hultschiner Schulen nicht

einmal als Fremdsprache unterrichtet werden. Familien, welche 1945 als deutsch „einklassifiziert“ wurden, mussten in den ersten Nachkriegsmo-naten Armbinden mit einem „N“ („Nemec“ - Deutscher) tragen. Genauso wie im polnischen Teil der Region existierte auch im Hultschiner Ländchen bis zur Wende von 1989 offiziell keine deutsche Minderheit. Deutsche Ver-bände entstanden in fünf Ortschaften in enger Zusammenarbeit mit den Ratiborer Deutschen erst nach dem Fall des Kommunismus. Bei der Volks-zählung von 2001 bekannten sich knapp 1.700 von ca. 65.000 Einwohnern der Subregion Hultschin (d.h. ca. 2,5%) zur deutschen Volkszugehörigkeit. Viel höher als der offizielle Anteil der Deutschen ist die Zahl der Besitzer deutscher Reisepässe. Schon seit den 90er Jahren hatten viele Hultschiner dank der deutschen Staatsangehörigkeit die Möglichkeit, in Deutschland, aber auch in anderen alten EU-Ländern – vor allem in den Niederlanden – zu arbeiten. Aus Hultschiner Perspektive liege Amsterdam näher als Prag – pflegt man dort zu sagen.

Das Hultschiner Ländchen von heute ist für Besucher mit schlesischem Hintergrund eine durchaus interessante Landschaft. Nicht nur vertraute Architektur, sondern auch ein schwer definierbarer Gesamteindruck lassen Oberschlesier aus anderen Teilen der Region sich dort einfach heimisch fühlen. Obwohl die Kontakte zwischen den beiderseits der polnisch-tschechoslowakischen Grenze lebenden Oberschlesiern in der kommunistischen Zeit sehr erschwert waren, fühlen sich ältere Bewohner immer noch mit dem nördlich der polnisch-tschechischen Grenze gelegenen Teil der eigen- en Heimat verbunden, vor allem mit der Stadt Ratibor. Die Erinnerung an die Zeiten „als man noch zum Kreis Ratibor gehörte“ bleibt innerhalb der älteren Generation bis heute lebendig. Für Jugendliche spielen da- gegen diese emotionalen Bindungen meistens keine Rolle mehr. Interes- santerweise ist Deutschland als Staat für einen Großteil der Hultschiner auch heute kein richtiges Ausland. Verwandtschaftliche und berufliche Bindungen an die Bundesrepublik sind fast in jeder Familie die Regel und auch 40 Jahre Kommunismus konnten daran wenig ändern. Nicht ohne Stolz bezeichnen sich viele Einheimische bis heute als „Prajzaci“ (Preußen) und sind sich ihrer Andersartigkeit gegenüber den Nachbarn aus anderen Regionen Tschechiens bewusst.

HULTSCHINER LÄNDCHEN FÜR TOURISTEN

Neben dem malerischen Städtchen Hultschin sollten Touristen die Schloss- und Parkanlage Deutsch Krawarn (Kravaře) und den Ort Bolatitz (Bolatice) auf jeden Fall in ihr Reiseprogramm aufnehmen. Die barocke Residenz Deutsch Krawarn gehörte nämlich bis 1781 den Freiherrn von Eichendorff und beeindruckt bis heute mit ihrer eleganten Architektur. Ca. 20 ha Schlosspark werden als Golfplatz genutzt. Bolatitz ist wiederum der Geburtsort des bekannten Schriftstellers August Scholtis, der mit seinen Romanen die oberschlesische Problematik in ganz Deutschland zum Thema machte. Nicht weniger interessant, wenn auch in einer anderen Weise, sind die tschechoslowakischen Befestigungsanlagen in der Nähe von Klein Darkowitz (Darkovičky), die in den 1930er Jahren unweit der damaligen Grenze zu Deutschland errichtet wurden.



Schlossanlage in Deutsch Krawarn

Wikim.Com./Miroslav Olszewski



Panoramaansicht von Westen über die Nogat

Foto: Uwe Hahnkamp

GRÖSSTER BACKSTEINBAU EUROPAS

DIE NACH JAHRZEHNTE VOLLSTÄNDIG SANIERTE MARIENBURG AN DER NOGAT GEHÖRT ZUM WELTKULTURERBE.

Uwe Hahnkamp

„Da steht die Marienburg auf dem hohen Ufer der Nogat und spiegelt sich mit ihren hochrangigen Türmen, spitzen Giebeln, mächtigen Strebepfeilern und zackigen Zinnen im Abendschein in den klaren Fluten des breiten, langsam hinziehenden Flusses“, heißt es im 1881 erschienenen Buch „Heinrich von Plauen“ von Ernst Wichert. Das ist bis heute so. Deshalb ist der beste Startpunkt für eine Besichtigung der mittelalterlichen Ordensburg des Deutschen Ordens das ihr gegenüberliegende, das westliche Ufer der Nogat. Von dort hat man das Bauwerk in seiner gesamten Pracht mit seinem Spiegelbild vor Augen. Ein Mauerring hinter dem nächsten, Außenmauern, Vorburg, Mittelschloss und Hochschloss türmen sich übereinander und gipfeln im Hauptturm des Hochschlosses, dem zentralen und ältesten Teil der Marienburg. Die Außenbefestigungen ziehen sich entlang der Nogat noch weiter nach Norden und werden von der Eisenbahnbrücke, von der Zugreisende einen hervorragenden Blick auf die Burg haben, abgeschnitten. Insgesamt hat das Gelände eine Fläche von 22 Hektar, also die Hälfte des heutigen Vatikanstaates. Noch beeindruckender dürfte bei der Belagerung der Marienburg nach der Schlacht bei Grunwald 1410, für die Soldaten des polnischen Königs Władysław II. Jagiełło der Anblick der vor ihnen aufragenden Festung gewesen sein. Damals, Ende des 14., Anfang des 15. Jahrhunderts symbolisierte sie den Deutschen Orden in seiner ganzen Macht.

Entstehungszeit

Doch begonnen hat die deutsch-polnische Geschichte des Bauwerks im Grunde lange vor seiner Entstehung. Der „Orden der Brüder vom Deutschen Haus Sankt Mariens in Jerusalem“, so der eigentliche Name des Deutschen Ordens, wurde 1190 in Akkon als Spitalbruderschaft gegründet, übernahm ab 1198 auch die Aufgabe des Schutzes von Pilgern im Heiligen Land und wurde 1199 von Papst Innozenz III. in einen Ritterorden verwandelt. Er folgte 1226 einem Hilferuf Konrad von Masowiens zur Unterstützung beim Kampf gegen die heidnischen Pruzen und erhielt dank des Verhandlungsgeschicks des Hochmeisters Hermann von Salza mit kaiserlicher und päpstlicher Zusage sowie einem Vertrag mit Konrad von Masowien das Kulmer Land sowie alle weiteren im Kampf mit den Pruzen noch zu erobernden Ländereien als Hoheitsgebiet. Ab dem Jahr 1230 stießen die Ritter des Deutschen Ordens entlang der Weichsel nach Norden vor, dann entlang der Ostseeküste nach Osten bis Ragnit an der Memel und später auch ins schwieriger zu erreichende Innere des Landes der Pruzen Richtung Lyck, Neidenburg oder Heilsberg.

Nordstecke der Vorburg mit Graben, im Hintergrund das Hochschloss

Foto: Uwe Hahnkamp



Die eroberten Gebiete sicherte der Deutsche Orden durch ein Netz von Burgen und Städten, das als dezentrales System später die Verwaltung einfacher machte. In Marienburg, an der westlichen Grenze der eroberten Gebiete, entstand damals zuerst das heutige Hochschloss als sogenanntes quadratisches Konventshaus und Sitz des Landmeisters. Der 1280 vollendete Nordflügel beherbergte dabei die Marienkapelle, den Kapitelsaal und das Dormitorium, also den Schlafsaal der Ritterbrüder. Doch während im Ostseeraum die territoriale Expansion des Deutschen Ordens erfolgreich voranschritt, gingen im Heiligen Land seine Besitzungen und 1291 auch die Hafenstadt Akkon verloren. Der Deutsche Orden verlegte seinen Hauptsitz zuerst nach Venedig und dann unter der Ägide von Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen im Jahr 1309 in die Marienburg.

Ab diesem Jahr liefen die organisatorischen Fäden in der Marienburg in ihrer neuen Rolle als politischem Zentrum des Ordensstaates zusammen. Für den Hochmeister und seine fünf Großgebietiger sowie die lokalen Wür-

Blick auf das Flusstor vom Eingang zum Hochschloss

Foto: Uwe Hahnkamp



den Träger waren die bestehenden Räumlichkeiten des Hochschlusses weder ausreichend noch funktionell genug. Zwar wurden von den Großgebietigern der Marschall als Chef des militärischen Bereichs, der Spitler als Leiter des Hospitalwesens und der für Bekleidung und Ausrüstung zuständige Trapier in die nahe gelegenen Städte Königsberg, Elbing und Christburg ausgelagert, für eine straffe Organisation waren aber der Tressler (Schatzmeister) und der Großkomtur (Verwaltungschef) vor Ort in der Marienburg notwendig.

Erweiterungen

Sie belegten Räume im ersten Stock des Hochschlusses, die heute besichtigt werden können. Dort erfahren die Besucher nebenbei etwas über Schlösser an Truhen, Schränken und Türen, über das Siegeln von Dokumenten in Schönschrift auf Pergament, das Schreiben mit Federn und sogar die Auswahl und Vorbereitung der Federn selbst. Zusammen mit einer Präsentation des schnellen Postsystems des Deutschen Ordens erinnern sie an die effektive Verwaltung des Ordensstaates.

Da ab 1309 wesentlich mehr Menschen über längere Zeit im Hochschloss wohnten, reichten die

sanitären Anlagen nicht mehr aus. Es wurde deshalb ein Dansker als externe, über dem damals von Wasser durchflossenen Burggraben gelegene Toilettenanlage angebaut. Um den beeindruckenden Blick in die Tiefe von über zwölf Metern zu genießen, muss man auf dem Weg eine Holzbrücke überqueren, die im Notfall abgebrochen werden konnte. Der Dansker war auch als letzter Rückzugsort gedacht. Auf den zu ihm führenden Korridor weist am Innenhof des Hochschlusses ein kleiner Teufel an der Ecke hin, der



Teufelchen an einer Wand des Hochschlusses als Wegweiser zu Toilette und Dansker

Foto: Robin Hahnkamp



Sommerremter im Palast der Hochmeister

Foto: Uwe Hahnkamp

zwar seine Flügel ausgebreitet hat, aber nicht abheben kann. Er steht unter Druck, wie eine Hand und die überschlagenen Beine zeigen. Die andere Hand zeigt mit der Richtung des Bartes den eilig den Abtritt Suchenden den Weg.

In Folge der Verlagerung des Hochmeistersitzes entstand das Mittel Schloss, das unter anderem repräsentative Funktionen übernahm. Der dortige Große Remter etwa konnte bis zu 400 Personen fassen, denn immerhin kamen zu den Kapiteln, also den großen Versammlungen des gesamten Ordens, auch Vertreter anderer Regionen des Deutschen Ordens auf die Marienburg und wählten den Hochmeister. Für ihn als höchsten Würdenträger des Ordens entstand zwischen 1382 und 1399 im Mittelschloss der Hochmeisterpalast. Dieser enthält unter anderem den Sommer- und den Winterremter, die zu den eindrucksvollsten Innenräumen des späten Mittelalters gehören. Die quadratischen Räume haben Sterngewölbe, die jeweils von einer einzigen Säule getragen werden. Die Säule des Sommerremters soll daher das Ziel einer Steinkugel gewesen sein, die König Władysław II. Jagiełło bei der Belagerung 1410 abschießen ließ, um so den Remter zum Einsturz zu bringen und Hochmeister Heinrich von Plauen und seine Berater zu töten. Die Kugel verfehlte ihr Ziel und steckt bis heute über dem Kamin des Raumes in der Wand.

Religiöse und militärische Stärke

Vier für die Marienburg bedeutende Hochmeister des Deutschen Ordens sind übrigens heute neben dem Hochmeisterpalast vor dem Eingang zum Hochschloss als Statuen zu sehen. Neben Hermann von Salza und Siegfried

von Feuchtwangen sind das Winrich von Kniprode, der den Deutschen Orden in seiner Glanzzeit in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts prägte und für wirtschaftliche und militärische Stabilität sorgte, und der letzte Hochmeister Albrecht von Hohenzollern, der den Ordensstaat säkularisierte und so das protestantische Herzogtum in Preußen schuf.

Im Hochschloss wurde außerdem bis zum Jahr 1344 die Kapelle durch den Anbau eines über die quadratische Grundform des Gebäudes hinausreichenden Chores zur St.-Marien-Kirche erweitert. An der Außenseite des Chores befand sich eine acht Meter hohe, mit vielfarbigem Glasmosaik überzogene Marienstatue. Nach den Zerstörungen am Ende des Zweiten Weltkriegs konnten 60 Prozent der 300.000 Mosaiksteine geborgen werden. Die Statue der Ordenspatronin wurde seit 2014 restauriert und am 31. März 2016 in Anwesenheit des damaligen Hochmeisters des Deutschen Ordens Bruno Platter wieder geweiht.

Ansicht Hochschloss mit Marienkirche von Osten

Foto: Uwe Hahnkamp





Gegengewichte zum Tor des Hochschlosses

Foto: Uwe Hahnkamp

Im 14. Jahrhundert wurde die Marienburg zur Festung mit mehreren Verteidigungsringen ausgebaut. Jeder der drei Teile der Burg – das Hochschloss, das Mittelschloss und die Vorburg entlang der Nogat – konnte sich selbstständig verteidigen. Tore und Übergänge waren mit allen damals modernen Mitteln (Fallgittern, Wehrgängen, Pechnasen, Schießscharten) geschützt. Für einen mittelalterlichen Angreifer war die Marienburg praktisch uneinnehmbar. Diese Technik betraf aber nicht nur die Verteidigungsanlagen, auch Einrichtungen wie der Mechanismus am Brunnen im Innenhof des Hochschlosses und die Fußbodenheizungen in vielen Räumen des Hoch- und Mittelschlosses muten modern an.

Im Jahr 1457 endete trotz allem die 150 Jahre dauernde Zeit der Marienburg als Residenz des Hochmeisters des Deutschen

Ordens, jedoch nicht aus militärischen Gründen. Im Dreizehnjährigen Preußischen Städtekrieg konnte der damalige Hochmeister Ludwig von Erlichshausen die Burg zwar verteidigen, geriet jedoch mit den Soldzahlungen in Rückstand und musste sie 1455 an seine Söldner verpfänden. Diese verkauften sie an den polnischen König Kasimir IV. Andreas, der nach dem Rückzug des Hochmeisters nach Königsberg am 7. Juni 1457 in die Marienburg einzog. Endgültig trat der Deutsche Orden Stadt und Burg Marienburg mit dem Zweiten Thorner Frieden von 1466 ab.

Polen, Schweden, Preußen, Deutsches Reich

Seit jenem Jahr gehörte die Region zu Königlich Preußen, also dem westlichen Teil Preußens, der mit der polnischen Krone verbunden war. Die Marienburg war lange Zeit repräsentativer Sitz und Nebenresidenz der polnischen Könige, wenn sie sich in Pommern aufhielten. Dort war auch der Sitz des polnischen Schatzmeisters und des Marienburger Starosten. Es folgten unruhige Zeiten, der Dreißigjährige Krieg und der Polnisch-Schwedische Krieg brachten jeweils eine mehrere Jahre dauernde Besetzung der Marienburg durch die Schweden. In den Jahren 1656 bis 1659 erbauten sie dabei die Verteidigungswälle im nördlichen und östlichen Vorfeld. Mit der Ersten Polnischen Teilung 1772 fiel die Marienburg an das Königreich Preußen und wurde der neu geschaffenen Provinz Westpreußen angegliedert. Sie wurde unter anderem als Kaserne genutzt und sollte sogar abgerissen werden, damit an ihrer Stelle aus ihren Bestandteilen ein Magazin errichtet werden konnte. Es gab jedoch vehementen Widerstand von Architekten, Malern und Dichtern, sodass 1804 der preußische König Friedrich Wilhelm III.

Erinnerungstafel zu Ehren von Conrad Steinbrecht

Foto: Uwe Hahnkamp



weitere Abrissarbeiten verbot. Stattdessen wurde im Jahr 1817 unter dem Oberpräsidenten von Westpreußen Heinrich Theodor von Schön mit der Restauration der Marienburg begonnen.

Diese Arbeiten liefen im Grunde weiter bis ins Jahr 1939, bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs. Im Deutschen Kaiserreich unter der Regierung von Kaiser Wilhelm II. war die Marienburg eine Pfalz des Kaisers und spielte eine wichtige Rolle für die nationale Identität. Die positive Folge davon war, dass sie zwischen 1896 und 1918 nachhaltig restauriert wurde. Mit dieser Restaurierung fest verbunden ist der Name Conrad Steinbrecht, der sich als Architekt, preußischer Baubeamter und Denkmalpfleger um den Erhalt der Burgen des Deutschen Ordens verdient gemacht hat. Der „Wiederhersteller der Marienburg“, wie auf der Gedenktafel im Mittelschloss der Burg zu lesen ist, hatte eine Rekonstruktion in ihrer ursprünglichen Form im Auge; sein Grundprinzip lautete: „Kein Schritt in einem anderen Sinne als dem historischen.“ 1896 das Hochschloss, 1906 die Großkomturei, 1917 der Große Remter, bis 1918 der Dansker und die Außenanlagen – eine eindrucksvolle Bilanz.

Außerdem ergänzte Steinbrecht das Mobiliar und Inventar unter anderem mit dem Ankauf von Waffensammlungen. Die Waffen, die sich im Laufe der Jahre ansammelten, werden Besuchern der Marienburg heute in einer Ausstellung ebenso gezeigt wie eine wesentliche Grundlage der wirtschaftlichen Macht des Deutschen Ordens – Bernstein. Zu den Privilegien, die sich der Orden in seiner Blütezeit sichern konnte, gehörte nämlich auch das Monopol auf Bernstein. Dessen Bearbeitung und viele daraus gefertigte Schmuckstücke und Kunstwerke werden im Mittelschloss der Marienburg präsentiert.

Zurück an Polen

In der Zeit des Nationalsozialismus wurde der Deutsche Orden und damit die Marienburg ähnlich wie das Tannenberg-Denkmal ideologisch ausgeschlachtet. Die Burg wurde von Funktionären der NSDAP und der SS für Feierlichkeiten und Aufmärsche genutzt. Sogar der Neubau einer NS-Ordensburg war angedacht, die nordöstlich der mittelalterlichen Anlage errichtet werden sollte. Dazu kam es aber nicht mehr. Stattdessen diente die Marienburg 1945 der Wehrmacht als Festung, von der aus den Angriffen

der sowjetischen Armee Widerstand geleistet wurde. Nach längerer Belagerung griff diese zu schwerer Artillerie, wodurch die Burg zu 60 Prozent zerstört wurde.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs fiel die Marienburg an Polen. Kurz danach begannen die Restaurierungsarbeiten, zuerst überwiegend Aufräumungs- und Sicherungsarbeiten unter der Aufsicht des Militärs, ab 1951 unter dem Dach der Polnischen Gesellschaft für Tourismus und Landeskunde PTTK. Auf Initiative eines örtlichen Komitees für den Schutz und den Erhalt der Burg wurde 1961 das Schlossmuseum gegründet. Seither wurden die Sammlungen Schritt für Schritt erweitert und die Marienburg unter fachlicher Begleitung Stück für Stück rekonstruiert. Seit der bereits erwähnten Weihung der Marienstatue vor vier Jahren ist die Wiederherstellung weitestgehend abgeschlossen. Ins Auge fällt, dass die polnischen Restauratoren vor allem an der besonders stark beschädigten Ostseite der Marienburg bewusst den farblichen Unterschied zwischen den alten und den neuen Ziegeln belassen haben, um so den erheblichen Umfang der notwendigen Maßnahmen deutlich zu machen.

Ein Erfolg des Erhalts des Bauwerks über die Jahrhunderte hinweg ist zum einen, dass die Marienburg seit dem 7. Dezember 1997 zum Weltkulturerbe der UNESCO gehört. Vor allem aber besuchen sie jedes Jahr Hunderttausende Touristen, darunter als größte ausländische Gruppe sehr viele Deutsche. Im Jahr 2019 wurde erstmalig die Zahl von 800.000 Besuchern überschritten. Die Marienburg ist also auch noch 750 Jahre nach ihrer Gründung ein Anziehungspunkt und ein wirtschaftlich bedeutendes Zentrum.



Hauptturm des Hochschlosses

Foto: Uwe Hahnkamp



„MEINE BERGE LEUCHTEN WIEDER“

Carl Hauptmann – 100. Todestag am 4. Februar 2021

Konrad Werner

Das Werk Carl Hauptmanns ist tief im Schlesischen verwurzelt. Will Erich Peuckert sprach von ihm als dem „schlesischen Dichter“. Wenn er auch zeitlebens im Schatten seines zu Weltruhm gelangten jüngeren Bruders Gerhart Hauptmann stand, so ist er doch unbestritten eine eigenständige Erscheinung in der deutschen Literatur.

Carl Hauptmann wurde am 11. Mai 1858 in Salzbrunn geboren, wo sein Vater das Hotel „Preußische Krone“ führte. Nach dem Schulbesuch in Breslau begann er ab 1880 das Studium der Naturwissenschaften bei Prof. Haeckel in Jena. Durch seine Eheschließung mit Martha Thienemann im Jahre 1884, war es ihm möglich seinen Studien nachzugehen. 1885 siedelt er mit seiner Frau nach Zürich über, was wohl durch seine Freundschaft mit Richard Avenarius zustande kam und ihn beschäftigte der Gedanke an die Habilitation. Der Gegenstand seiner Doktorarbeit zuvor war in Jena die „Keimblättertheorie.“

Schilderer schlesischer Menschen

Nach einer vorübergehenden Übersiedlung nach Berlin ergab es sich, dass die Brüder Gerhart und Carl Hauptmann nach einer Reise in das Riesengebirge ihre Übersiedlung nach Mittelschreiberhau ins Auge fassten, zu der es 1890, nach Erwerb eines entsprechenden Grundstückes, auch kam. Sein erstes Buch „Sonnenwanderer“ erscheint im gleichen Jahr in Berlin. Es sind Erzählungen von Schreiberhauer Einzelgängern und deren Eigentümlichkeiten. Zudem erscheint 1893 seine Publikation „Metaphysik in der modernen Physiologie“. Mit seinem ersten Schauspiel „Marianne“ im Jahre 1894 erfolgt schließlich sein Durchbruch zur Literatur. Darauf folgt 1896 das Volksstück „Waldleute“, das sich in abgelegenen Walddörfern unter Grenzern, Schmugglern und Wilderern abspielt. Weitere Bühnenstücke „Ephraims Breite“ und „Bergschmiede“ machen von sich reden. Zu dem letzteren äußerte sich der bekannte Literaturhistoriker Prof. Dr. Hans Heinrich Borchardt wie folgt: „Noch nie hat das Riesengebirge einen solchen Darsteller gefunden, der es so aus dem Innersten heraus erfaßt hätte; keinen wuchtigeren Hintergrund konnte Hauptmann für seine Dichtung finden, als die eigentümliche Natur seiner heimatlichen Berge, über denen immer eine herbe Stimmung liegt, deren kahle Gipfel an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu mahnen scheinen und die, vom Sturme umtost, eine ähnliche Leidenschaft zu fühlen scheinen wie der Bergschmied, der an ihren Hängen wohnt. Die Berge selbst scheinen an diesem Drama teilzunehmen.“ Zum eindringlichen Schilderer schlesischer Menschen wurde Carl Hauptmann vollends in seinen zu Unrecht vergessenen Dramen „Die lange Jule“ und „Die armseligen Besenbinder“, sowie in seinen Geschichten „Hütte am Han-

ge“ und seinem großen Roman „Mathilde“, der das ergreifende Schicksal einer Schreiberhauer Arbeiterfrau erzählt. Da liegt der Vergleich zu Gerhart Hauptmanns „Hannele“ sehr nahe. Dieses Werk erschien nach dem letzten Kriege noch einmal als Volksausgabe.

Breslau, Berlin, Dresden, München

Zu hervorragenden Inszenierungen seiner Bühnenwerke kam es in Breslau und Berlin, in Dresden und München. Das brachte Carl Hauptmann wohl auch die Auszeichnung mit dem „Volks-Schiller-Preis“ ein. Ansonsten konnte man ihn eher zu den „Stillen im Lande“ zählen, der das Rampenlicht nicht unbedingt suchte oder so unversehens hineingeriet, wie sein Bruder Gerhart, von dessen Anfängen Martha Hauptmann zu berichten weiß: „...Gerhart ist mit einem Male in aller Munde, – bewundert, gehätschelt und umjubelt steht er mit seinem jugendlichen-knabenhaften Äußeren im Mittelpunkt der schäumenden, künstlerischen Bewegung „–“ ...Seine Arbeiten waren wie aus unserem eigenen Fleisch und Blut geboren, unsere begeisterte Liebe gehörte ihnen und ihr Erfolg und siegreicher Aufgang riß uns taumelnd mit fort.“

Mit seinem Roman „Einhart der Lächler“ schuf er sein reifstes und tiefstes Werk. Bei aller Intensität, die er aufwandte die äußeren Lebensumstände der Menschen zu beschreiben, kam es ihm auf die Bloßlegung der „inneren Welt“ an, gemäß seiner Losung „ich fahnde allenthalben nach Seele“. Das Buch war einer der ersten „modernen“ Künstlerromane und gab Aufschluss über den künstlerischen Entwicklungsprozess im allgemeinen und behandelte im besonderen in etwa das Leben eines der bedeutendsten Maler Schlesiens „Otto Mueller“, der halb zigeunerhafter Abstammung war und ein faszinierender Künstler gewesen ist, mit dem sich Carl Hauptmann stellenweise identifizierte. Mit diesem Werk vollzieht Carl Hauptmann auch seine Wandlung vom Naturalisten zum Expressionisten und er führt dazu aus: „Der Naturalismus hat recht, sofern er das Milieu ergriff. Aber nicht, weil er damit ins Menschenwesen als Naturwesen, sondern nur als Sozialwesen Einblick gewährt. Der Naturalismus ist die Kunst des Menschen als Sozialwesen. Aber wenn er damit die Naturwesen erklären will, so irrt er. Die tiefsten Verborgenheiten unserer Leidenschaften wurzeln in einer anderen Natur und das Milieu, das sie bilden half, ist lange versunken...“.

Er wies unserer Dichtung Wege, die aus der naturalistischen Enge wieder in die Tiefe und Ursprünglichkeit der menschlichen Seele führten. Zuletzt ginge es ihm darum: „Vom Menschen groß denken – das ist die Kraft.“

„Carl Rübezahl“

Man kann sagen, daß Carl Hauptmann die mit am tiefsten empfundenen Gedichte vom Riesengebirge geschrieben hat, in denen man etwas von dem geheimen Leuchten und einem großen Atem verspürt, was sie unsterblich machen. Diese beiden vor allem „Wenn ich hoch oben geh“ und „Meine Berge leuchten wieder“ sind nahezu allen Schlesiern geläufig und fanden beizeiten Eingang in die Lesebücher.

Mit dem 1915 erschienenen „Rübezahlbuch“ wird er zum „Dichter des Riesengebirges“ im wahrsten Sinne, ja seine Identifizierung mit seinen geliebten Bergen und mit ihrem Berggeist geht soweit, daß er in seiner äußeren Erscheinung mit seinem Bart und der Warze im Gesicht, mit seinen gütigen, aber mitunter auch zornig dreinschauenden Augen, mit dem großen Schlapphut und den im Winde wehenden Umhang ungefähr dem Rübezahl glich, der auf dem berühmten Bild von Moritz von Schwind zu sehen ist. Dadurch kam es wohl auch zu dem Ehrennamen „Carl Rübezahl“. Er war sehr leutselig und seine zweite Frau Maria wußte zu berichten, wie sehr der „Herr Doktor“ in Schreiberhau Freund und Vertrauter der Leute im Dorfe war, die er mitunter in sein Haus einlud, um ihnen das vorzulesen, was er erst kurz vorher niedergeschrieben hatte.

Es würde zu weit führen in diesem Zusammenhang alle Werke zu benennen, die in dichter Folge von Carl Hauptmann geschaffen wurden und das vor allem auch in den Jahren, in denen sein Gesundheitszustand nicht mehr der beste war.

Im Schatten des Bruders

Wie sehr aber sein Leben ein Leben im Schatten seines Bruders war, weil die Öffentlichkeit das besorgte, sei am Beispiel der Uraufführung seines „Tobias Buntschuh“ aufgezeigt. So wird einmal davon berichtet: „Der Eindruck im Theater war so mächtig, daß Reinhardt völlig davon betroffen war. Er nannte die Teilnahme einmal beispieslos“ und sagte dann auch, daß das „deutsche Theater“ eine solche Begeisterung kaum je erlebt habe.“

Dazu Carl Hauptmann selbst „Das Spiel ist diesmal sonderlich aufgedeckt worden. Seit Jahrzehnten hat man durchschlagende Bühnenerfolge von mir auf Gerharts Konto gebucht, ohne daß eine Berichtigung zur Wahrheit geschehen wäre...“. Wie berichtete doch auch hierüber der Theaterkritiker im „Berliner Tagblatt“: Ein Wendepunkt für Gerhart Hauptmann?... Das Deutsche Theater erlebte einen ganz außergewöhnlich starken Erfolg; es schuf einen Siegesabend für Gerhart Hauptmann...“

Im letzten Jahr seines Lebens gelangte Carl Hauptmann zu seiner größten Verinnerlichung. Die Summe seines Nachdenkens, die Erkenntnis darüber, was im Leben eines Menschen eigentlich zählt, fand vor allem in den Briefen seinen Niederschlag. Wie sagte er selbst: „...Ich habe Ahnungen von einem Schlußstein, den ich meinem Werke lege, wenn ich es runden kann.“ Über viele Jahre hinweg hatte er in die flüchtige Zeit seine Träume geritzt, hatte erfahren mit welchen Nichtigkeiten sich die Menschen einander ängstigen und war wohl unaufhörlich bemüht, die sich immer wieder einstellenden Finsternisse etwas aufzuhellen und wußte gut genug, daß die Wahrheit sich oft Zeit läßt, aber noch immer jeden einholte.

Letzte Stunden

Am 4. Februar 1921 kommt der Tag in jenem Haus an der böhmischen Furt heran, den Carl Hauptmann nicht mehr überleben sollte. Von seinem Krankenlager aus hatte er sich noch angeregt mit seiner Frau Maria und der Tochter Monona unterhalten. Mit dem Arzt Dr. Ripke wechselte er noch einige Worte und war nach einer Weile der Bewußtlosigkeit schließlich verstorben.

Am 8. Februar findet im Bauernhäuschen die Totenfeier statt. Werner Sombart spricht rückschauend über das Leben des Dichters: „Carl Hauptmann hat sich zu seiner Größe und Vollkommenheit, zu seiner eigensten Eigenart in langem Kampfe Schritt für Schritt entfaltet, wie es dem ringenden Menschen auf dieser Erde aufgegeben ist...“ Er schließt mit den Worten: „Carl Hauptmann ist nicht tot; Carl Hauptmann lebt und wird leben in aller Zeitlichkeit und in aller Ewigkeit.“ Auf dem Friedhof in Niederschreiberhau wurde er begraben. Der von Meister Poelzig geschaffene Grabstein aus Keramik trägt u.a. die Verse des Volksliedes, das Carl Hauptmann einst seinem Sohn Einhart mit auf den Weg gab.



„Wohl unter den Röslein wohl unter dem Klee,
darunter verderb ich ninmermeh!
Denn jede Träne, die dem Auge entquillt,
macht, daß mein Sarg mit Blute sich füllt.
Doch jedesmal, wenn Du fröhlich bist,
mein Sarg voll duftender Rosen ist.“

GEDICHTE VON CARL HAUPTMANN

WENN ICH HOCH OBEN GEH ...

Wenn ich hoch oben geh,
Schwinden die Qualen,
Fängt mir die Sonne an,
Schlösser zu malen.
Und rings die weite Welt
Ist für mich hingestellt.
Wenn ich hoch oben geh,
Wird mir so frei.

Wenn ich hoch oben geh,
Unter den Sternen,
Längst unter Wolken ruhn
Täler und Fernen,
Und rings nur Felsen stehn
Und starke Lüfte wehn.
Wenn ich auf Höhen geh,
Wird mir so frei.

Wenn ich zu Tale geh,
Klingt es dann weiter.
Was mir hoch oben klang,
Wird mein Begleiter.
Wandle durch tiefe Nacht,
Hab es doch heimgebracht.
Was über Wolken klingt,
Nur das macht frei.

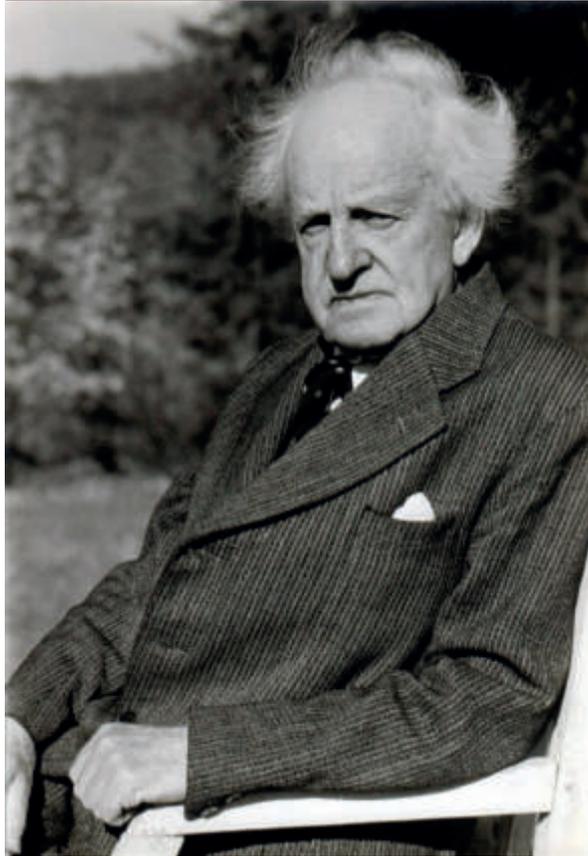
HEIMAT

Bin wieder einsam und stark und frei,
 Fern den Menschen, die mich umschüren.
 All das Hasten und Drängen und Schüren
 Ist nun vorbei.

Atme taureine Winterluft,
 Und der Blick über Reifwälder streift –
 Keine städtische Mauergruft –
 Ach! – und die einsame Seele schweift.
 Abendlicht ist hinter Bergen versunken,
 Weiß steht der Himmel,
 Schneeig mein Haus –
 Einsames Trachten und Träumen und Sehnen
 Wachtet und lebet,
 Dränget und bebet,
 Hebt sich und schwebet
 Weit ins Kristallland der Berge hinaus.
 Eisiger Nachtwind mein Haupt umweht,
 Hat mit Demanten mein Haar besät –
 Bin wieder einsam ins Weite gestellt,
 Fliege mit Adlern über die Welt.

MEINE BERGE LEUCHTEN WIEDER ...

Meine Berge leuchten wieder
 Menschenfern und nachtbetaut.
 Atme wieder Heimatodem,
 Wälder rauschen laut.
 Und wie Kinder mich umringen
 Meine Quellen in der Nacht.
 Stehe stumm am Silberwasser,
 Wo's durch dunkle Erlen lacht –
 Funkeln Sterne –
 Rings in Weiten
 Hört man keinen Menschenlaut.
 Meine Berge leuchten wieder
 Zauberstill und nachtbetaut.



SCHLESISCHER DICHTER VON WELTRUHM

Vor 75 Jahren starb der Nobelpreisträger Gerhart Hauptmann

H. D. Tschörtner

Mit der umkämpften Uraufführung seines sozialen Dramas „Vor Sonnenaufgang“ im Oktober 1889 wurde der am 15. November 1862 in Salzbrunn geborene Gerhart Hauptmann weithin bekannt und trat an die Spitze der „schwarzen Realistenbande“, wie Fontane ironisch formulierte. 1892 erschien sein Meisterwerk „Die Weber“, das noch größere Auseinandersetzungen hervorrief und ihm den Weltruhm brachte. Bis zu seinem Tode entstand

ein gewaltiges Lebenswerk, das Dramen in Prosa und Vers, Romane und Erzählungen, Gedichte und Versepen, Autobiographisches, Reden und Aufsätze umfasst. Es weist ihn als eine der bedeutendsten poetischen Potenzen und den vielleicht größten Menschengestalter seiner Zeit aus. Hauptmanns Schaffenszeit reicht vom Kaiserreich über die Weimarer Republik und die Herrschaft der Nationalsozialisten bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Seine Entwicklung und sein Werk spiegeln wesentliche Tendenzen der deutschen Kunst und Gesellschaft wider und können in hohem Maße als repräsentativ und typisch gelten.

Der Sohn eines Hotelbesitzers wuchs zwischen zwei sozialen Ebenen auf, der Welt der vornehmen Gäste und der „breiten Masse des Volkes“. Er hatte große Probleme mit dem „Zwang und Kerker“ der Schule. Auf der Realschule in Breslau brachte er es nur bis zur Quarta, wurde dann Landwirtschaftseleve, was sich als „Sackgasse“ erwies und zu einer Lungenschädigung führte. Auch Bildhauer-Pläne, das Studium an der Breslauer Kunst- und Gewerbeschule, ein späterer Aufenthalt in Rom (Typhus-Erkrankung) wurden aufgegeben. Nur kurze Zeit studierte er in Jena (Einfluss Haeckels) und in Berlin (hier auch Schauspielunterricht) – im Wesentlichen war er Autodidakt.

In Berlin hatte er Kontakt zu dem literarischen Verein „Durch“, einem Sammelbecken oppositioneller, sozial und naturwissenschaftlich orientierter Schriftsteller, wo er sich mit einem Vortrag über Büchner vorstellte. Aus gesundheitlichen Gründen nach Erkner verzogen, unterhielt er sich viel mit „kleinen Leuten“ und bezog u.a. die sozialdemokratische „Neue Zeit“. Dadurch fiel er dem dortigen Amtsvorsteher auf, der ihn bespitzeln ließ (siehe „Der Biberpelz“). Das „rote Kreuz“ in seinen Polizeiakten stammt indes aus dem sog. Breslauer Sozialisten-Prozess, wo er als Zeuge aussagen musste, doch fast wie ein Angeklagter behandelt wurde. Es ging um einen Breslauer Freundeskreis, der sich „Gesellschaft Pazific“ nannte und das utopische Ziel hatte, in Amerika eine sozialistische Siedlung zu gründen. Der folgende längere Zürich-Aufenthalt (psychiatrische Studien bei A. Forel) war durchaus politisch motiviert.

Die ersten Stücke Hauptmanns und zuletzt „Die Weber“ waren vom Verein „Freie Bühne“ uraufgeführt worden, weil sich ihnen die offiziellen Theater verweigerten. Vor allem „Die Weber“ wurden als sozialdemokratische

Tendenzdichtung betrachtet und mussten gerichtlich freigekämpft werden. Hauptmanns Rechtsanwalt wurde von ihm ermächtigt zu erklären, „dass es ihm völlig fern gelegen habe, mit den ‚Webern‘ eine ‚Parteischrift‘ zu verfassen“, dass „die christliche und allgemeinmenschliche Empfindung, die man Mitleid nennt“, ihn bewegt hätten. Die objektive Wirkung dieses ersten deutschen Dramas über revolutionäre Proletarier war jedoch kämpferisch und aktivierend, wie die herrschenden Kreise wohl verstanden. Der Kaiser kündigte seine Loge im „Deutschen Theater“, der Gerichtspräsident, der die Freigabe veranlasst hatte, musste abtreten. Die sog. Umsturzvorlage von 1894 nach einem Attentat auf den französischen Präsidenten, bei der „Die Weber“ nach Fontane „halb und halb als Fundament ... genommen wurden“, bedrohte Buch und Aufführungen. Auch Hauptmann beteiligte sich an einer „maßvollen“ Petition gegen diese Bedrohung des „deutschen Geisteslebens“ und sammelte Unterschriften dafür – so bei G. Freytag.

Hauptmanns Kritik an der Enge und Ungerechtigkeit der damaligen Verhältnisse, die vor allem im dramatischen Frühwerk von aggressiver Direktheit ist, war jedoch stets eine Kritik von innen, vom Standpunkt des Dazugehörenden. Das große Gedicht „Im Nachtzug“ enthüllt sein poetisches Programm: „Beuge dich nieder zum Herzen der Armen“ und singe „das Lied von unserem Jahrhundert“. Bei Kenntnis seiner Jugendversuche und der frühen Gedichte konnte auch das Auftreten von Versdramen und romantischen Themen nicht überraschen – damit fand eine immanente Seite von Hauptmanns Begabung Gestaltung. Franz Mehring, der über „Hanneles Himmelfahrt“ schrieb: „Wir sind noch niemals verurteilt gewesen, einen so großen Missbrauch eines so großen Talentes“ zu sehen, fand Hauptmanns scharfe Zurückweisung (er verglich ihn mit einem „trillernden Unteroffizier“). Aber auch jede Art von Interessendichtung lehnte Hauptmann ab. Seine Stücke bewegen „Gestalten gegeneinander, von denen jede mit ihrer besonderen Art und Meinung vollauf berechtigt ist“, das Drama ist für ihn „keineswegs eine richterliche oder gar Henkersprozedur“.

Nachdem sein historisches Schauspiel „Florian Geyer“ bei der Premiere 1896 eklatant durchgefallen war („Das deutsche Nationalgefühl gleicht einer gesprungenen Glocke, ich schlug mit dem Hammer daran, aber es tönte nicht“), errang er mit dem Märchenspiel „Die versunkene Glocke“ wieder einen großen (freilich nicht bleibenden) Bühnenerfolg. Der Reise-

bericht „Griechischer Frühling“ von 1908 konzentrierte sich weniger auf die Vergangenheit als auf Natur und Menschen des Landes (“Was wäre ein Dichter, dessen Wesen nicht der gesteigerte Ausdruck der Volksseele ist“). Nach langjährigen Vorarbeiten wurde 1910 der Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint“ abgeschlossen, Hauptmanns episches Hauptwerk, das seine dominierende Stellung in der deutschen Literatur festigte. Es ist eine blutige Satire auf die moderne Gesellschaft (R. Luxemburg), in der echte christliche Religiosität nicht möglich ist und des Menschen Sohn erneut gekreuzigt würde. Die Berliner Tragikomödie „Die Ratten“ (1911), eines seiner wichtigsten Dramen, signalisierte wie auch der Roman „Atlantis“ (1912) den morbiden Zustand des Kaiserreiches, seinen offensichtlich unvermeidlichen Untergang. Anlässlich der Verleihung des Nobelpreises 1912 erklärte Hauptmann, er habe niemals einer politischen Partei angehört und werde es auch nie, aber er betrachte es als absolut notwendig, „dass die Arbeiter zahlreich im Parlament vertreten sind“. In seiner Dankrede bekannte er sich zum Ideal des Weltfriedens als höchstem Sinn des Nobelpreises. Nach einigem Zögern nahm Hauptmann den Auftrag des Breslauer Magistrats an, zur Hundertjahrfeier der Befreiungskriege ein Festspiel zu schreiben. Die Aufführung dieses als Puppenspiel angelegten Werkes, das nicht die Fürsten glorifizierte, sondern die Volkserhebung feierte und die Segnungen des Friedens, führte zu einem erneuten Zusammenstoß mit der Monarchie. Auf Veranlassung des Kronprinzen wurde es abgesetzt, eine Welle von Wut und Hass erhob sich, es gab aber auch entschiedene Proteste gegen die Vergewaltigung des Dichters und Solidaritätsbekundungen mit ihm.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges fand Hauptmann unvorbereitet, vorübergehend ließ auch er sich von der offiziellen Kriegsbegeisterung anstecken und schrieb zum Teil peinliche patriotische Verse. Als ihn R. Rolland wegen des Überfalls auf Belgien und der Beschießung von Kulturdenkmälern zum Protest aufforderte, beharrte er auf einem nationalistischen Standpunkt und stellte Menschenleben über Kulturgüter. Doch schon bald korrigierte er sich, formulierte in Tagebuchnotizen seinen Abscheu und seine Friedensliebe, forderte eine gemeinsame tiefkulturelle Friedensarbeit mit Frankreich, sprach sich entgegen chauvinistischer Hysterie für Shakespeare-Aufführungen aus. In Zorn und Trauer arbeitete er an Dramen über Schuld und Verbrechen („Winterballade“, „Magnus Garbe“, „Der weiße Heiland“).

Die Weimarer Republik hat Hauptmann von Anfang an begrüßt und sich in vielen Reden und Aufsätzen für die nationalen Belange und die Idee der Humanität eingesetzt (Sammelband „Um Volk und Geist“). Freundschaftliche Beziehungen verbanden ihn mit W. Rathenau und F. Ebert; er galt bald als geistiger Repräsentant des nachkaiserlichen Deutschland. 1921 musste er das Gerücht dementieren, dass er als Reichspräsident kandidieren würde. Gorkis Hilferuf wegen der Hungersnot an der Wolga beantwortete er positiv, unterstützte die Hilfsaktionen, lehnte den „Bolschewismus“ jedoch ab („Verflucht jede Diktatur“). Mit Sorge erfüllte ihn die innere Schwäche der Republik, die Ermordung Rathenaus erschütterte ihn. Zur nationalen Feier seines 60. Geburtstages hatte Ebert aufgerufen, Hauptmann erhält den Ehrenschild des Deutschen Reiches, 1929 wird er in die Friedensklasse des Ordens „Pour le merite“ gewählt. Nach anfänglicher Ablehnung trat er der Preußischen Akademie für Dichtkunst bei, wandte sich gegen Gesinnungsterror und Unterdrückung der Kunst, protestierte gegen das sog. Schmutz- und Schund-Gesetz (1926), gegen die Kulturschande des Antisemitismus (1930). Die Wirren der Nachkriegszeit sind gespiegelt in Hauptmanns barockem Terzinen-Epos „Till Eulenspiegel“, die gesellschaftskritische Linie seiner Dramatik ist fortgeführt in „Herbert Engelmann“, „Dorothea Angermann“ und „Vor Sonnenuntergang“ (63 Inszenierungen 1932). Zum 100. Todestag Goethes reiste Hauptmann in die USA, hielt Vorträge, ließ sich feiern und erklärte im Interview: „Hitler ist ein Experiment. Deutschland kann sich solche Experimente nicht leisten.“ Zu seinem 70. Geburtstag erhält er die Goethe-Medaille und den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt, die Goldene Preußische Staatsmedaille zweimal: von der verfassungsmäßigen und von der kommissarischen Regierung. Zwei Herzattacken im August 1932 mahnten ihn, nicht weiter „aus dem Vollen“ zu leben, nur so könnten ihm „doch noch einige Jahre beschieden sein“.

Als die nationalsozialistische Herrschaft in Deutschland begann, glaubte Hauptmann, wie ja auch gestandene Politiker, dass es bald vorüber wäre. Eine Trennung von der Heimat hätte für ihn das literarische Verstummen, vielleicht sogar das physische Erlöschen bedeutet. Er kehrte aus Italien zurück, als viele Künstler, die Verfolgung fürchten mussten oder das NS-System leidenschaftlich ablehnten, aus dem Lande gingen. Aber er ahnte. „Mit dem Brande des Reichstagsgebäudes ... schließt das Deutschland ab,

in dem ich seit 1862 gelebt habe“ (Tagebuch 1.3.1933). Bald zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück, eine Zeit seelischen Leidens und tiefer Vereinsamung begann. Hauptmann machte Zugeständnisse, doch ließ er sich nicht gleichschalten, verriet die humanistische Konzeption seines Werkes nicht, unterschrieb keinen Aufruf gegen Thomas Mann und keine Loyalitätserklärungen für Hitler. Als Alfred Kerr aus dem Exil einen fast biblischen Fluch gegen ihn schleuderte, verzichtete er auf jede Erwiderung. Den Machthabern war er verdächtig und verhasst. Sie nutzten ihn als Aushängeschild, unterbanden oder bremsten öffentliche Wirkung und Ehrung. Über die heimliche Totenfeier für seinen jüdischen Freund Max Pinkus, an der er teilgenommen hatte, schrieb er den anklagenden Einakter „Die Finsternisse“, der erst postum erscheinen konnte. In „Der Schuß im Park“ und „Hamlet in Wittenberg“ verletzte er den faschistischen Rassenkodex, in seiner Autobiographie „Das Abenteuer meiner Jugend“ (1937) formulierte er konzessionslos seine humanistischen und demokratischen Grundlagen. In der „Atriden-Tetralogie“ werden hinter den „Masken der Blutwelt der Antike“ (Th. Mann) Eroberungssucht und Barbarei verurteilt. Für die Werk Ausgabe letzter Hand in 17 Bänden, 1942 zum 80. Geburtstag erschienen, verweigerte Goebbels deutsches Papier, es musste aus Amsterdam beschafft werden, gefeiert werden konnte nur in Breslau und Wien.

Die Front rückte bereits näher, als Hauptmann im Februar 1945 wegen Erkrankung seiner Frau nach Dresden gefahren war, wo er die vernichtenden Luftangriffe erlebte („Klage um Dresden“). Danach wurde der rüstige Mann zum Greis. Dem Wiesenstein wurden von sowjetischer und polnischer Seite Schutzbriefe ausgestellt. Im Sommer überstand Hauptmann zwei Lungenentzündungen. Beim Besuch einer sowjetisch-ostdeutschen Delegation nahm er die Ehrenpräsidentschaft des „Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ an und richtete eine Botschaft an das deutsche Volk, in der er seinen festen Glauben an Deutschlands Auferstehung und allgemeine Wiedergeburt ausdrückte. Als die Deutschen aus Schlesien vertrieben wurden, konnte auch Hauptmann nicht bleiben – er würde gehen „die Füße voran!“, erklärte er Gerhart Pohl knapp zwei Monate vor seinem Tode am 6. Juni 1946 in Agnetendorf. Im letzten Brief an W.A. Reichart (USA) steht: „Es steckt Ungehobenes in meinem Werk, das der Gegenwart und zukünftigen Zeit viel, viel helfen kann.“ (Sh)



DER WELTWISSENSCHAFTLER
ALEXANDER VON HUMBOLDT
UND DER OSTEN

Thomas Maruck

Vor drei Jahren feierte die Welt der Gelehrten „Humboldt 250“. Am 14. September 1769 war der herausragende Naturwissenschaftler und Geograph Alexander von Humboldt in Berlin geboren worden; der Vater stammte aus Pommern. Sein ebenso berühmt gewordener Bruder und spätere Hochschulreformer Wilhelm war da schon im dritten Lebensjahr. Alexander von Humboldt wurden unlängst im Jubiläumsjahr zahlreiche Biographien und andere Publikationen gewidmet. Freilich konnten diese umfangreichen Lebensbeschreibungen seine Forschungsreise durch Russland von St. Petersburg bis an die chinesische Grenze im Jahre 1829 nicht umgehen, kaum eines der Bücher und Beiträge jedoch gehen auf die Beziehungen des weitgereisten Naturwissenschaftlers zu Schlesien und zu Polen ein.

Vor sechzehn Jahren bereits sorgte Daniel Kehlmann mit seinem genialen Roman *Die Vermessung der Welt*, in dem er u.a. Humboldts Exkursionen am Orinoko im Jahr 1800 in den Blick nimmt, für enormes Aufsehen. Eines der erfolgreichsten Bücher der deutschen Nachkriegsliteratur, im Jahr 2011 verfilmt, einige Szenen – die nicht im Urwald spielen – in Görlitz.

Und dann ist da der (fast) abgeschlossene Wiederaufbau des Berliner Schlosses, 1443 bis 1918 die Winterresidenz der Hohenzollern, das, im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt, unter Walter Ulbrichts kommunistischer Herrschaft 1950/51 völlig beseitigt worden war. Der jetzt in seinen barocken Fassaden (außer der Spreeseite) für 644 Millionen Euro rekonstruierte, innen weitgehend modern gestaltete Schlosskomplex mitten in der deutschen Hauptstadt, bekam den offiziellen Namen „Humboldt Forum“. Weitgehend eingezogen sind das Ethnographische Museum und das Museum für Asiatische Kunst. Eine für Dezember 2020 geplante Teilöffnung musste auf den Spätsommer 2021 verschoben werden – coronabedingt.

Neunzig Lebensjahre

Alexander von Humboldts Lebenslauf lässt sich in drei Abschnitte von jeweils etwa 30 Jahren gliedern. In der Kindheits- und Jugendzeit erfahren die Brüder Wilhelm und Alexander eine exzellente Bildung durch Hauslehrer, später an den Universitäten Frankfurt/Oder und Göttingen. Botanik und Mineralogie stehen bei Alexander im Vordergrund, bald folgen ausgedehnte Exkursionen durch Europa. Mit 21 Jahren gerät seine Reise als Begleitung von Georg Forster vom Niederrhein über Brüssel, Amsterdam, London nach

Paris, das sich gerade der Revolution widmet, zur Initialzündung für sein „vielbewegtes Leben“.

In seinen mittleren Lebensabschnitt (1799-1829) fallen die Erfolge seiner Studien, grundgelegt durch die weltweiten Expeditionen, finanziert durch sein umfangreiches Erbvermögen. Was die Wissenschaften enorm beflügelt, bewirkt in seiner Konsequenz auch die Absage an jeglichen Kolonialismus und Sklaverei.

Die großzügige Einladung durch Zar Nikolaus I. zu einer Russlandexpedition im Jahr 1829 steht am Beginn der dritten Lebensphase Humboldts, die vorwiegend im Zeichen wissenschaftlichen, politischen, kulturellen und sozialen Wirkens für Berlin und Preußen steht. Auch wenn der Radius kleiner wird, bleibt er stets ein Mann des Aufbruchs – ständig „auf dem Sprung“, bis sich am 6. Mai 1859 sein Leben vollendet. Seine letzte Reise, begleitet von einer unüberschaubaren Menge von Verehrern, führt von seiner Wohnung Oranienburger Straße 67 zum Berliner Dom – neben dem Schloss und heutigem Humboldt-Forum – zum Familiengrab im Schlosspark Tegel. In Deutschland erlangte Alexander von Humboldt vor allem mit seinen Werken „Ansichten der Natur“ (Tübingen 1808) und „Kosmos – Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“ (1845/62). Schon zu Lebzeiten genoss er im In- und Ausland ein hohes Ansehen und wurde als der größte Naturforscher seiner Zeit betrachtet. Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin würdigte ihn als „die erste wissenschaftliche Größe seines Zeitalters“, dessen Weltruhm sogar den von Leibniz übertreffe. Die Pariser Akademie der Wissenschaften verlieh ihm den Beinamen „der neue Aristoteles“.

Orientierung – der Blick nach Osten

Im Frühherbst des Jahres 1792 hält sich Alexander von Humboldt in Bayern auf, um Bergbau- und Hüttenobjekte zu inspizieren. Von dort aus geht es nach Wien. Auf der Rückreise nach Berlin nimmt er sich viel Zeit für bergbautechnische Erkundungen in Troppau, Tarnowitz (Goethe war hier zwei Jahre zuvor, um die seit 1788 erste industriell betriebene Dampfmaschine außerhalb Englands zu besichtigen), in Krakau und Wieliczka, weiter östlich noch Bochnia, zurück über Oppeln, Malapane nach Breslau, wo er einen Tag vor Heiligabend eintrifft. Hier wohnt er drei Wochen bei Graf Friedrich Wilhelm von Reden (1752-1815), der sich gerade anschickt, herausragende

Fachkompetenz in Bergbaufragen zu erlangen. Diese Kompetenz wird ihn bald auszeichnen, um das Amt als schlesischer Berghauptmann, später noch als preußischer Oberberghauptmann sowie Minister zu auszufüllen. Humboldt und Reden führen umfangreiche Gespräche, begeben sich dann von Breslau aus auf Redens Landsitz nach Schloss Buchwald im Hirschberger Tal und unternehmen unterwegs Exkursionen nach Waldenburg, Kupferberg und ins Riesengebirge. Beide erkennen den potentiellen Reichtum an Bodenschätzen für eine florierende schlesische Industrielandschaft der Zukunft. Friederike Gräfin von Reden versichert uns in ihren Memoiren, dass Humboldt die beiden letzten Tage vom 13. bis zum 15. Januar 1793 im gräflichen Buchwalder Schloss äußerst leger und gemütlich an reich gedeckten Tafeln verbracht hat, ehe im Anschluss die Rückreise nach Berlin ansteht. Humboldt wird zwei Jahre später die Leitung des schlesischen Bergbaus angetragen, was er Ende Februar 1795 nach wochenlanger Bedenkzeit aber ablehnt. Nun ist Graf Reden am Zuge...

Alexander von Humboldt bricht im Mai 1794 von Berlin aus zu einer bergmännischen Reise nach Polen auf. Stationen sind u.a. Kolberg, Thorn, Nessau, Inowroclaw, Gnesen, Posen, weiter über Glogau, Prag, Eger nach Bayreuth. Zu beleuchten wäre hier noch der realpolitische Hintergrund vor den polnischen Teilungen, was an anderer Stelle zu leisten wäre.

Das bedeutsame Jahr 1830

„Das Wort Alexander von Humboldts ist gern wiederholt worden: von den sieben höchsten deutschen Landschaftsschönheiten, zu denen auch der Blick von Hirschberg gegen das Riesengebirge zähle. Wobei man von Humboldt selbst rühmen dürfte, daß eine seiner schönsten Gaben dieses Auge für Landschaftsphysiognomie, vorgebildet durch Geologie und Botanik, gewesen ist“, lesen wir bei dem Schriftsteller Wilhelm Bölsche (1861-1939), einem Kölner, der sich im Riesengebirge, der ranghohen Weltschönheit, beheimatete.

Humboldt kannte die Region längst, das Jahr 1830 jedoch führt ihn im Jahr nach der Russlandreise nach Polen, das seiner Eigenstaatlichkeit beraubt ist, später nach Niederschlesien, ins Riesengebirge.

Von Berlin aus fährt Humboldt am 21. Mai 1830 im Gefolge des Kronprinzen, des späteren preußischen Königs Friedrich Wilhelms IV. (reg. 1840-1861)

nach Warschau, um der Eröffnung des Sejm beizuwohnen. Beim Konzert zur Sejm Eröffnung begegnet er der berühmten von Fryderyk Chopin umschwärmten deutschen Sängerin Henriette Sontag.

Obwohl Humboldt im Vorjahr vom polenfeindlichen Zaren Nikolaus I. hofiert worden war, besitzt er in polnischen Kreisen dennoch große Popularität. Es hatte sich herumgesprochen, dass er sich immer äußerst empört zeigt, wenn jemand sich ablehnend über die polnische Sache äußert. Das Gedicht „Konrad Wallenrod“ von Adam Mickiewicz verdankt Humboldt seine Übersetzung und Verbreitung in Deutschland. Wincenty Pol, Cyprian Kamil Norwid u.v.a. schätzen ihn. Möglicherweise spielt auch eine polenfreundliche Position des preußischen Gelehrten im Nationalitätenstreit um Kopernikus eine Rolle. Als Ehrenmitglied der Wissenschaftsgesellschaft *Warszawskie Królewskie Towarzystwo Przyjaciół Nauk* nimmt Humboldt noch am 3. Juni an deren Sitzung teil. In derselben Nacht reist er mit dem Kronprinzen und der russischen Kaisergattin, der Zarin Alexandra Feodorowna ab, Ziel ist das Hirschberger Tal. Man macht Station in Antonin bei Posen, um auf seinem von Schinkel entworfenen Jagdschloss Fürst Antoni Radziwiłł die Aufwartung zu machen. Józef Siemiradzki hat die Szene in seinem bekannten Gemälde von 1887 festgehalten. Der Politiker, Komponist und Musikmäzen Radziwiłł besitzt seit 1824 das Sommerschlösschen *Ruhberg* bei Schmiedeberg im Riesengebirge und ist der Vater der bezaubernden *Eliza Radziwiłłówna*... Nach dem Aufenthalt in Antonin geht es weiter über Breslau, wo sich bereits König Friedrich Wilhelm III. aufhält; er ist der Vater der Zarin Alexandra, die anfangs noch Charlotte hieß. Er ist es ja, der auf die kommenden Tage zu einem großen Hohenzollern-Familientreffen auf das Schloss seines Bruders Wilhelm nach Fischbach geladen hat. So verläuft die Reise weiter über Schweidnitz, Landeshut, Schmiedeberg, Schloss Buchwald nebenan nach Schloss Fischbach. Überall werden dem „allergnädigsten König“, der „erhabenen Kaiserin aller Reußen“ und dem „verehrten Kronprinzen“ (und mitten im Gefolge Humboldt) Kanonenschüsse, Glockenläuten, Freudenfeuer und jubelndes Volk organisiert. „Wer etwas Herzerhebendes und Erfreuliches sehen will, muß jetzt nach Fischbach eilen..., melden am 9. Juni 1830 die Berlinischen Nachrichten.

Der ungewöhnliche Besuch so vieler erlauchter Gäste hat zur Folge, dass in den beiden königlichen Schlössern Fischbach und Erdmannsdorf die

Gemächer und Schlafräume knapp werden. So werden die benachbarten Residenzen Buchwald, Lomnitz und Ruhberg angemietet; Humboldt selbst logiert in Schmiedeberg, von wo er auch Ruhberg besucht.

Im Verlauf des Hohenzollern-Treffens, für das übrigens auch die Sängerin Henriette Sontag ihre Warschauer Konzertreise unterbricht und zu Darbietungen ins Hirschberger Tal eilt, gibt es romantische Ausflüge in die umgebende Landschaft, an den Humboldt teilnimmt. So stehen u.a. die Burg Kynast, die Schneekoppe über die Schlingelbaude, die Hampelbaude.

Zum Abschluss der Reise nach Warschau und nach Schlesien macht Alexander von Humboldt einen kurzen Abstecher nach Ottmachau, seit 1820 Dotationsgut seines Bruders Wilhelm, dessen Sohn Theodor dort im selben Jahr 1830 mit seiner Familie eingezogen war. Leider existieren keine Schriften oder Briefe, die von der Begegnung Wilhelms mit seinem Bruder zeugen. Wilhelm hält sich aber zweifellos zu dieser Zeit, vom 7. bis 22. Juni, auf seinem Schloss Ottmachau auf. Am 23. Juni verlässt Alexander Ottmachau und kehrt nach Berlin zurück.

Noch einmal bereist Humboldt für eine längere Zeit Nieder- und schließlich Oberschlesien. Im Herbst 1846 kommt er über Bunzlau (Übernachtung), Löwenberg, Hirschberg nach Schloss Erdmansdorf. Im Gefolge König Friedrich Wilhelms IV. besucht er Schweidnitz, Ohlau, Frankenstein, Camenz, Patschkau, Neisse und Oppeln; von dort aus nach Breslau über Trachenberg, Trebnitz, anschließend noch einmal nach Oberschlesien. Am 7. Oktober begleitet er den König auf die Schneekoppe, dabei ist der Breslauer Fürstbischof Melchior von Diepenbrock.

Angefügt sei hier noch eine Begebenheit, die im Zusammenhang mit dem Hohenzollern-Treffen im Hirschberger Tal im Jahr 1830 die Runde machte: Wie oben erwähnt, weilte auch der Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., in Fischbach, und er traf jeden Morgen auf der Fischbacher Schlossbrücke einen Jungen. Auf die Frage des Kronprinzen an den Jungen, was er hier wolle, wurde ihm die Antwort gegeben: „Nu, ich will garne a Keenig sahn.“ Der Kronprinz nahm den Jungen daraufhin mit ins Schloss und stellte ihm den König vor. Der König hatte seine Freude an dem unbefangenen Jungen und befahl seinen Dienern, dem Jungen feines Backwerk anzubieten. Der Junge aß einen Bissen davon, legte jedoch das angebissene Kuchenstück wieder auf seinen Teller zurück. Und als der Kron-

prinz darauf die Frage an ihn richtete, ob ihm das Gebäck nicht schmeckte, antwortete der Junge: „Nee, doas Zeug is mer zu sisse!“

Alexander von Humboldt und zwei schlesische Gelehrte

Eingegangen werden soll hier noch auf zwei Persönlichkeiten aus Niederschlesien, der eine in der Nähe von Haynau geboren, der andere bei Strehlen, mit denen Alexander von Humboldt regen wissenschaftlichen Kontakt pflegte.

Der Physiker **Johann Wilhelm Ritter** (Samitz 1776-1810 München) entdeckte 1801 die UV-Strahlung und erfand ein Jahr später den ersten Akku, die Rittersche Ladesäule. Der Pfarrerssohn beginnt nach der Lateinschule in Samitz seine Laufbahn zunächst mit einer Pharmazieausbildung an der Hofapotheke in Liegnitz, damals schräg gegenüber vom Neptunbrunnen, Ecke Ring. (Am heutigen Nachkriegsbau verdient er eine Gedenktafel!) Am 27. April 1796 trägt sich Ritter in die Matrikel der Universität Jena ein und nimmt das Studium der Naturwissenschaften und Medizin auf. Als Schwerpunkt seiner Forschung kristallisiert sich bald der Galvanismus heraus, damals die Fachbezeichnung für Muskelkontraktionen durch elektrischen Strom. Ein gewisser Luigi Galvani hatte das Phänomen entdeckt, Grundlage der modernen Elektrophysiologie. Ritters Forschungen ziehen solch große Kreise, dass Goethe ihn einlädt, diese am Weimarer Hof zu präsentieren, mit Schiller, Novalis, Schlegel und Schelling kommt es zu engen Beziehungen. Goethe nennt Ritter einen „wahren Wissenshimmel auf Erden“, für Clemens Brentano ist er gar „der einfachste, genialischste Mensch seiner Zeit“. Der Jenaer Botaniker August Batsch (1761-1802) bringt ihn mit Humboldt zusammen. Dieser reist nun wiederholt nach Jena, um gemeinsam mit Ritter zu forschen. Und es kommt zu einer heute unvorstellbaren Begebenheit: Humboldt bittet den Studenten Ritter, sein Galvanismus-Buch Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfasern nebst Vermutungen über den chemischen Prozess des Lebens in der Tier- und Pflanzenwelt zu rezensieren, „mit kritischer Strenge durchzusehen und aufzuzeichnen, wo er gefehlt oder sich allzu einseitig ausgedrückt habe“.

Nach enorm schaffensreichen, jedoch finanzarmen Jahren in Jena erhält Ritter einen Ruf an die Königliche Bayerische Akademie der Wissenschaften in München. Dort verstirbt er am 23. Januar 1810 im Alter von nur 33 Jahren an Lungenschwindsucht. Sein früher Tod wird aber zurückgeführt auf die

Tatsache, dass Ritter Versuche am lebenden Körper stets nur am eigenen durchführte, was ihn erheblich schwächte. Eine Praxis, die auch Humboldt selbst anwandte: Um zu beweisen, dass das Pfeilgift südamerikanischer Eingeborener nur beim Eindringen in die Blutbahn tödlich wirkt, schluckte er es lediglich hinunter – und überlebte.

Der Arzt **Hermann Brehmer** (Kurtsch 1826-1889 Görbersdorf) wirkte als Begründer moderner Lungenheilkunde und initiierte die berühmte Heilstätte im Höhenkurort Görbersdorf – schlesisches Davos genannt – südwestlich von Waldenburg.

Brehmer studiert Botanik in Breslau, ab 1850 Medizin in Berlin und wird drei Jahre später mit einer damals als „sensationell“ bezeichneten Dissertation über die Lungentuberkulose promoviert. Sein Doktorvater ist Johann Lucas Schönlein, Professor für klinische Medizin und Leibarzt des preußischen Königs. Ein Umstand, der in Verbindung mit Alexander von Humboldt bald wichtig wird. Humboldt ist es nämlich, der frühzeitig zu den wenigen gehört, die sofort Brehmers Größe erkannten und sich im Sommer 1857 in sehr anerkennender Weise über die erste Auflage des Brehmerschen Werkes *Über die chronische Lungenschwindsucht* ausspricht. Diese bis dahin meist für unheilbar gehaltene Krankheit erklärt Brehmer erstmals

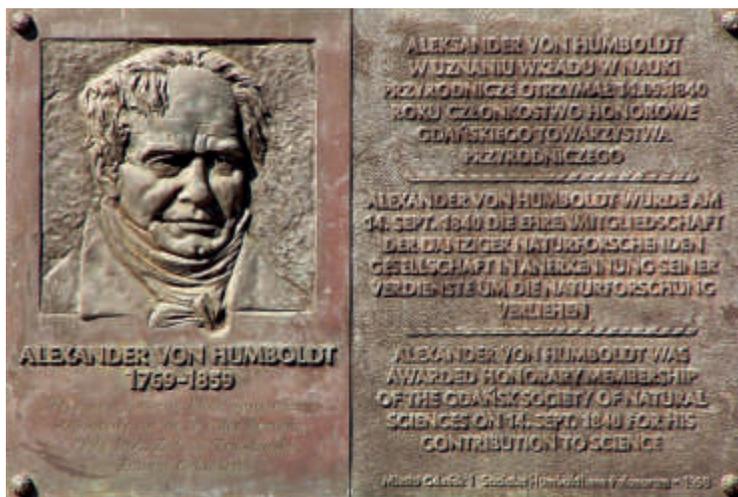
Humboldttempel in Görbersdorf, hist. Aufnahme aus dem Jahr 1936. Heute sind nur noch Fundamente sichtbar.



im frühen Stadium für heilbar. Mit dieser Fürsprache Humboldts ist es klar, dass Schönlein ohne Umschweife, Brehmer von Berlin aus die Konzession für den Betrieb einer besonderen Kureinrichtung für Tuberkulose erteilt. Die Jahre 1854 (Beginn), 1857 (Konzession), 1863 (Eröffnung des Heilanstalt-Neubaus) markieren den Auftakt der Lungenkur-Tradition von Görbersdorf, das zudem gesegnet ist durch ein Heilklima an den Berghängen, das Brehmer treffsicher erkannt hat. Es war die erste Lungentuberkulose-Heilstätte Preußens und Mitteleuropas. Klinik und Gemeinde Görbersdorf erweisen sich als dankbar und errichten im Jahr 1869 einen Pavillon und nennen ihn Humboldttempel. Es ist das Jahr des 100. Geburtstages und des 10. Todestages des Berliner Universalgelehrten.

Fünf Jahre später wird, an Tuberkulose erkrankt, der polnische Mediziner Alfred Sokołowski (1849-1924) eingeliefert. Nach seiner Genesung bittet ihn Hermann Brehmer, in Görbersdorf zu bleiben, als Arzt den zahlreichen polnischen Patienten. Sokołowski stammte aus Włodowa am Bug und wird zum Begründer der Lungenheilkunde in Polen. Nach dem Zweiten Weltkrieg nennt die neue polnische Verwaltung den Kurort nach ihm auf Polnisch: Sokołowsko.

Humboldttafel in Danzig





*Hermann von Pückler-Muskau (1840),
kolorierte Bleistiftzeichnung von Moritz Daffinger, Wikim.Com.*

WELTENBUMMLER, SCHRIFTSTELLER UND GENIALER GARTENGESTALTER

Vor 150 Jahren starb

Fürst Hermann Ludwig Heinrich von Pückler-Muskau

Doris Tschechne

Fürst Hermann Ludwig Heinrich von Pückler-Muskau wurde als Sohn eines alten schlesischen Adelsgeschlechts am 30. Oktober 1785 in Muskau geboren. Die zerstrittenen Eltern, „ein finsterner Haustyrann und eine leicht-

lebige Mutter“, belasteten erheblich seine Kindheit. Mit sieben Jahren kam er auf Internat und Schule der Herrnhuter Brüdergemeine nach Uhyst. Vier Jahre später besuchte er das Pädagogium in Halle, eine pietistische Bildungsstätte für Kinder der gehobenen Gesellschaft. Im Jahre 1801 folgte dann ein Studium der Rechte in Leipzig, welches er aber bereits ein Jahr später abbrach, um 17jährig als Leutnant in das Regiment der „Gardes du Corps“ in Dresden einzutreten.

Von England inspirierter Gartenkünstler

Das angespannte Verhältnis zu seinem Vater und die Enge der Standesherrschaft Muskau waren sicher Gründe dafür, weshalb Pückler versuchte durch Reisen dem Vaterhaus zu entfliehen. In diesen Widersprüchen finden wir aber auch eine Quelle für seine Leidenschaften als Parkkünstler. „Pückler verliebte sich in die Natur so leidenschaftlich, daß er sie wie eine Geliebte besitzen, sich ihre Schönheit aneignen, sie unter seinen Willen beugen wollte... Schließlich offenbarte ihm die Natur das göttliche Geheimnis. In ihrer Hut sann er über das Woher und das Wohin, über Gott, Seele und künftiges Leben nach.“

Der Vorgänger seiner späteren, heute zum Welterbe gehörenden 600 Hektar umfassenden Parkanlagen von Muskau war ein Barockgarten. Doch die engen Strukturen sowie Ecken und Kanten dieses Parks weckten den Unmut des jungen Pückler und er entwickelte eigene Ideen der Gartengestaltung. In seinen Parkideen bestärkte ihn ausgerechnet Johann Wolfgang von Goethe, dem Pückler bei einem Besuch in Weimar im Jahre 1810 begegnete: „Verfolgen Sie diese Richtung. Sie scheinen Talent dafür zu haben. Die Natur ist das dankbarste, wenn auch unergründlichste Studium, denn sie macht den Menschen glücklich, der es sein will.“

Mit dem Tode seines Vaters am 10. Januar 1811 übernahm Pückler „die Herrschaft Muskau nebst Gröditz und Branitz.“ Der Muskauer Besitz, es handelte sich um ein Erbteil mütterlicherseits, bestand aus der Stadt Muskau mit damals etwa 3.000 Einwohnern und 45 Dörfern. „Alles muss verändert werden, ein neuer Geist nach meinen Vorstellungen muß in Muskau einziehen, wenn überhaupt, nur so werde ich die Herrschaft übernehmen“, lautete seine Devise.

Prägend für seine Vorstellungen von Gartenkunst waren seine Erfahrungen auf den Reisen durch England. Als Verbindungsoffizier des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar zum Zaren Alexander I. von Rußland, betritt Pückler 1814 erstmalig die Insel. Hier nimmt er seinen Abschied als Offizier und verbleibt vorerst in England. In Gesprächen mit dem Besitzer von Stourhead, Sir Richard Colt Hoare, „über das ideale Verhältnis zwischen Grünfläche, Wasser und solitären Bäumen,“ gewinnt Pückler wesentliche theoretische Erkenntnisse. Beeindruckt von den Erlebnissen des Landschaftsparks in England versucht er diese auf Muskau zu übertragen. Am 1. Mai 1815 gab Pückler den Einwohnern seiner Standesherrschaft die von ihm angestrebte neue Gestaltung der Parkanlagen bekannt. Damit begann die Anlage jener bis heute weltweite Anerkennung findenden Gartenlandschaft beidseitig der Neiße in einer harmonischen Einheit von Stadt und Park. Er schuf einen allmählichen Übergang des Parkes in die freie Landschaft. Mit der Anordnung des Schloss-, Berg- und Badeparkes ist ihm das Ziel hervorragend gelungen. Begleitet wurde das Wachsen des

*Das Muskauer Schloss zu Lebzeiten Pücklers
August Friedrich Wilhelm Nothnagel (1822—1899)*



„größten Landschaftsparks Deutschlands“ von den ästhetischen Bildern und Natureindrücken seiner Reisen. Als besonderes Vorbild galt ihm dabei immer wieder die englischen Gärten.

Weitere Arbeiten des Gartenkünstlers können unter anderem im Park von Babelsberg bei Potsdam bewundert werden, wo er von 1842 bis 1861 führend tätig war. Selbst im entfernten Ettersburg bei Weimar hat Pückler seine Ideen verwirklicht. Diese veredelte freie Natur in Ettersburg wird ihm zu Ehren als „Pückler-Schlag“ bezeichnet.

Weltenbummler und Schriftsteller

Sein unstetes und rastloses Leben führte ihn, der inzwischen in den Fürstenstand erhoben wurde (1822), in viele Länder Europas und Afrikas. Im Ergebnis einer zweieinhalbjährigen Reise entstand das „fragmentarische Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich“, mit dem Titel „Briefe eines Verstorbenen“. In diesen Briefen beschreibt er nicht nur die eng-

lischen und irischen Landschaften, sondern nach Goethes Urteil auch sozial-philosophische Probleme: „der Schreibende erscheint als geprüfter Weltmann von Geist und lebhafter Auffassung, als der durch ein bewegtes soziales Leben, auf Reisen und in höhern Verhältnissen gebildete, daneben auch als durchgearbeiteter freisinniger Deutscher, umsichtig in Literatur und Kunst.“

Pückler hat in seinem Werk die Briefe an seine geschiedene Frau ebenso eingearbeitet wie den Besuch bei Goethe in Weimar am 15. September 1826. Goethes wohlwollende Kritik hatte sicher zu dem großen Erfolg dieses Werkes beigetragen. Auch Pücklers Ausarbeitung „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei“ aus dem Jahre 1834 wird von Fachleuten und Interessenten bis heute geschätzt. Alle weiteren literarischen Arbeiten von ihm sind in Vergessenheit geraten. Gründe dafür be-



*Fürst Pückler in orientalischer Tracht
Stahlstich von F. Elias, Wikim.Com.*

schreibt der Romancier Hans Wieck: „Als Schriftsteller fehlte Pückler die unbedingte Wahrheitsliebe. Die fließende, glänzende und gewandte Art, mit der Pückler seine Erlebnisse niederschrieb, konnte über eine gewisse Oberflächlichkeit nicht hinweghelfen.“

Finanzielle Sorgen

Zeit seines Lebens hatte Pückler finanzielle Sorgen. Als Hauptursachen galten das unaufhaltsame Streben nach Vollkommenheit seiner Ideen in der Parkgestaltung von Muskau, seine kostspieligen Reisen und natürlich auch sein großzügiger Lebenswandel. Bei einer Bestandsaufnahme im April 1832 war sein Grundbesitz mit ca. 500.000 Talern belastet. Diese für ihn unangenehme Situation und sein Drang nach Repräsentation waren Triebkräfte für eine angestrebte Aufgabe im auswärtigen Dienst. Wiederholte Bewerbungen als Botschafter wurden stets abgelehnt. Stattdessen gab man ihm im Sommer 1830 ein „lästiges militärisches Kommando in Görlitz“. Zu der Zeit stand Pückler bereits im Rang eines Oberstleutnants. Zwei Jahre dürfte Görlitz sein Wirkungsfeld gewesen sein. Im Jahre 1832 wurde er zum General ernannt und gleichzeitig aus dem Militärdienst verabschiedet.

Seine wirtschaftliche Situation hatte sich auch in den folgenden Jahren nicht verbessert. Der Traum, eine reiche Frau zu finden, um damit Muskau finanziell zu sanieren, ging nicht in Erfüllung. So blieb nur noch der letzte

Schloss zu Branitz, Wikim.Com./Jörg Blobelt



Weg, Muskau zu verkaufen. General von Nostitz erwarb es für eine Summe von 1.700.000 Taler. Am 30. März 1845 verließ Pückler Muskau und zog nach Branitz.

Branitz – ein letzter Anfang

Unweit von Cottbus, auf dem väterlichen Erbe, begann der nun 60jährige einen neuen Anfang. Hier auf flachem Boden, wo nur Kiefern wuchsen und die Spree ein kleiner Fluß war, verwirklichte er seine neuen Ideen. Mit Hilfe einiger erfahrener Arbeiter aus Muskau und „der Insassen des Cottbuser Zuchthauses“, deren Anzahl bis zu 70 Gefangene am Tag betrug, entstand aus einer öden Gegend eine gärtnerische Perle. Inmitten der neu gestalteten Parkanlage fand Pückler dann auch seine letzte Ruhestätte. Er starb am 4. Februar 1871. Sein Grab, eine Pyramide im See von Branitz, ist so eigenartig wie im Leben seine Persönlichkeit war. Er selbst wollte damit u.a. seine Lebensphilosophie über den Tod verdeutlichen: *„Gräber sind die Bergspitzen einer fernen neuen Welt.“* Pückler wünschte sich für die Zeit nach dem Tode, *„neue Möglichkeiten der Tätigkeit“*. In den letzten Tagebuchaufzeichnungen vom Dezember 1870 brachte er Gedanken über den Sinn seines Lebens noch einmal zum Ausdruck: *„Kunst ist das Höchste und Edelste im Leben, denn es ist Schaffen zum Nutzen der Menschheit. Nach Kräften hab ich dies mein langes Leben hindurch im Reiche der Natur geübt.“*

Branitzer Park – Pyramidensee – Pücklers letzte Ruhestätte, Wikim.Com./Presse03





Der Mundartdichter

ERNST SCHENKE

* 24.5.1896 in Nimptsch (Niederschlesien)

† 11.12.1982 in Recklinghausen

Wie selten eine andere der deutschen Kulturlandschaften hat Schlesien eine Dialektdichtung aufzuweisen, die im Laufe der Jahrhunderte zu einer unvergleichlichen Vielfalt gelangte. Das umfangreichste Werk in schlesischer

Mundart ist Ernst Schenke zu verdanken, der es darin zu einer Meisterschaft brachte, die weit über das Übliche hinausreicht, weil er nicht nur mit bloß Witzhaftem belustigen wollte, sondern im Heiteren wie im Besinnlichen den schlesischen Menschen und das schlesische Land in ihrem Wesen kenntlich machte.

Die von Hermann Stehr und anderen bestätigte Fabulierlust der Schlesier mag in dem am Fuße des Eulengebirges geborenen Ernst Schenke schon beizeiten wirksam geworden sein, so daß er bereits mit vierzehn Jahren sein erstes Mundartgedicht schrieb. Danach sah er sich immer wieder dazu veranlaßt zur Feder zu greifen, und so wurden auch seine Gedichte und Geschichten in Kalendern und Zeitschriften veröffentlicht. Anfang der zwanziger Jahre erschienen als erste schmale Bändchen *Lacha und Treiba* und *Drinne und Draußa*. Schenke schrieb im Gebirgsschlesisch des Nimptscher Landes. Seine wohl zum „klassischen Schlesisch“ zählenden Gedichte wie *Doas Karassell*, *De Huxt eim Aprille*, *Doas Kließlalied* und *Schlesischer Winter* weisen ihn als Dichter mit einer großen Sprachkraft aus, der die Worte wohl zu wählen weiß. Gerade die Mundart duldet keine falschen Töne. Schlesien und seine Menschen wurden in allem, was er auch zu sagen hatte und das ihn unablässig zum Schreiben veranlaßte, unvergleichlich gegenwärtig. Ob er nun in seinem *Rübezoahl* an das Riesengebirge und den alten Berggeist erinnerte oder an die Oder in *Uff derr Uder bien iech derrheeme*. Nicht anders, wenn er im Schlesischen Winter das Dasein in der kalten Jahreszeit beschrieb.

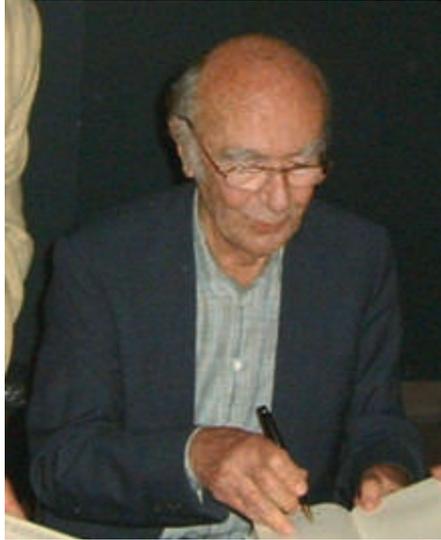
Viele Jahre war Ernst Schenke als Schriftleiter der Schlesischen Landeszeitung in Breslau tätig, bis er sich in Schieferstein am Zobten als freischaffender Schriftsteller niederließ. Der Intendant des Breslauer Rundfunks, Friedrich Bischoff, regte ihn dazu an, Kantaten wie *Das schlesische Jahr* oder *Schlesischer Frühling*, den *Altweibersommer* und *Die Kantate von der schlesischen Dorfnacht* zu schreiben. In seinen Beschreibungen seines Landes und seiner Menschen ließ er so etwas wie ein Schlesisches Himmelreich erstehen, und es ist darin nichts, was unausgesprochen bliebe. Vertonungen seiner lyrischen Werke stammen von Karl Sczuka, Werner Gneist und Gerd Münzberg. Sie beweisen einmal mehr, wie gerade Mundart sich als Dichtung auszuweisen vermag und somit dem Hochdeutschen in nichts nachsteht.

Auch im Dramatischen war Ernst Schenke begabt. Das beweisen die Einakter Zwölf kurze Stückla und eine Anzahl von Laienspielen, wie *Die Huxt ei derr Hilbigmühle*, und die vielen Hörspiele, die einstmals der Breslauer Rundfunk sendete. Nicht unerwähnt sollten jene Werke bleiben, die sich mit dem Geschehen um Weihnachten befassen, wie *Ein alter Schäfer erzählt die Weihnachtsgeschichte*, *Maxlas Weihnachtsbrief* oder *Gesunde Feiertage*. Nach seiner Vertreibung fand Ernst Schenke zunächst in Freudenberg im Kreis Siegen in Westfalen eine bescheidene Bleibe und war danach bis zu seinem Lebensende in Recklinghausen wohnhaft, wo er noch anlässlich seines 85. Geburtstages, wenn auch gesundheitlich bereits sehr geschwächt, die Glückwünsche und Ehrungen nicht nur seiner Schlesier entgegennehmen konnte.

Da Mundartgedichte- und Geschichten ihr Publikum am besten bei Vorträgen erreichen, so kam es auch immer auf gute Interpreten an, und die fanden sich überall unter den Schlesiern. Zu den hervorragenden müssen wir zunächst allen voran den durch seine jahrzehntelange Volkstumsarbeit um Schlesien besonders verdienten Professor Dr. Wilhelm Menzel nennen und dann Paul Heinke, Viktor Tietze, Ernst Kallee, Karl Friebe, Ernst Hettler, und von der jüngeren Generation Hans-Dieter Schultz, Erhard Fuchs, Werner Maywald und Erle Bach. An Würdigungen des Werkes von Ernst Schenke hat es nie gefehlt. Hier sei die von Wilhelm Menzel angeführt: „*Welch eine Fülle, welcher Reichtum schlesischer Dichtung! In ihr offenbart sich die ganze Wesensart des Schlesiens, vor allem seine Gemühtiefe, die ihn befähigt, mehr oder weniger bewußt ein Leben zu leben aus den großen Bindungen an Gott und Natur, an Heimat und Volk. Es ist eine poetische Volkskunde, die Schenke mit seinen Dichtungen bietet. Im Grunde aber ist es mehr als das: Die Geschichte und Geschichten sind gestaltete Sprache und in ihr wohnt als gesprochenes Wort eine wirkende Kraft, die neues Leben schafft und dieses auch erhält.*“

Lit.: Arno Lubos: Die schlesische Dichtung im 20. Jahrhundert, München 1961. – Wilhelm Menzel: Mundart und Mundartdichtung in Schlesien, 1975.

Konrad Werner



„DER ZAUBERER AUS LODZ“

Karl Dedecius oder die Liebe zur polnischen Literatur
Dr. Andrzej Kaluza

Karl Dedecius einer der überragenden Brückenbauer zwischen Deutschen und Polen in den letzten Jahrzehnten wurde vor 100 Jahren, am 20. Mai 1921, in Lodsch geboren. Als er vor fünf Jahren starb, fand er zahlreiche Würdigungen in deutschen und polnischen Medien. Die Leser von heute, denen Dedecius weniger bekannt sein sollte, nahmen dabei erstaunt wahr, was alles in nur einem Leben an literarischer und translatorischer Leistung

möglich ist: Er hat mehr als 200 Bücher aus den Polnischen übersetzt, mehr als 3.000 Gedichte aus dem Polnischen, Russischen und Serbokroatischen übersetzt und in Anthologien herausgegeben. Jeder, der sich mal mit Poesieübersetzung beschäftigt hatte, weiß, was das bedeutet, wenn der „letzte Schliff“ manchmal Tage, ja sogar Wochen erfordert. Dedecius veröffentlichte regelmäßig polnische Lyrik in deutschen Zeitungen und Verlagen, schrieb Essays zur polnischen Literatur und Geistesgeschichte, pflegte Freundschaften mit zahlreichen polnischen Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Er beschaffte Stipendien für polnische Intellektuelle und organisierte Studienreisen für Autoren, Journalisten, Übersetzer und Verleger aus dem Nachbarland. Von 1980 bis 1997 war Dedecius Gründer und erster Direktor des Deutschen Polen-Instituts in Darmstadt, das sich als Kultureinrichtung innerhalb kurzer Zeit ein hohes Renommee in Deutschland und Polen erwarb. Von Darmstadt aus gab er die 50-bändige „Polnische Bibliothek“ heraus, ebenso wie das siebenbändige „Panorama der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts“.

Dedecius wurde 1921 als Sohn deutscher Eltern in der polnischen Industriestadt Lodz (Łódź) geboren. Dort besuchte er das polnische Gymnasium (Stefan-Żeromski-Lyceum), wo er 1939 - von seinen Polnischlehrern schwer beeindruckt, das Abitur machte und anschließend vorhatte, Theaterwissenschaft in Warschau zu studieren. Seine Pläne konnten nicht verwirklicht werden, der Krieg brach aus, seine Eltern mussten im nun deutschen Litzmannstadt die deutsche Volksliste annehmen, er selbst wurde zur Wehrmacht eingezogen. Nach Kriegsdienst (u.a. bei Stalingrad) und anschließender sowjetischer Gefangenschaft kam er 1952 über eine Zwischenstation in Weimar (wo zunächst seine aus Lodz stammende Verlobte als Vertriebene lebte) in den Westen Deutschlands, wo er in der Allianz-Versicherungsgesellschaft tätig war. Erst nach Feierabend konnte er sich seiner Leidenschaft für die polnische Literatur und ihrer Übersetzung widmen. Angefangen hat die Tätigkeit im sowjetischen Gefangenenlager, wo er u.a. Lermontov und Gorki ins Deutsche übersetzte. Seine Passion wurde 1959 mit der Herausgabe der ersten Anthologie „Lektion der Stille“ belohnt, die wie aus dem Nichts in der bundesdeutschen Kritik wie beim Publikum einen großen Erfolg hatte. Mit dem Ausmaß des Erfolges hatte Dedecius nicht gerechnet, zumal ihn der Verleger Peter Suhrkamp, mit

dessen Verlag er später zusammenarbeiten sollte, gewarnt hatte: „Nach diesem Krieg wird sich in Deutschland niemand mehr für slawische Literatur interessieren!“. Das Gegenteil war der Fall – voller Unkenntnis über Polen, sich gleichzeitig aber großer deutscher Schuld bewusst, stürzte sich das intellektuelle Westdeutschland auf Dedecius' Übersetzungen. Unermüdlich übersetzte er polnische Schriftsteller – seine Altersgenossen - wie Krzysztof Kamil Baczyński, Tadeusz Gajcy, Zbigniew Herbert, Czesław Miłosz, Tadeusz Różewicz, Wisława Szymborska und andere ins Deutsche. Seine Übersetzungen trugen zur internationalen Aufmerksamkeit für das dichterische Schaffen von Czesław Miłosz und Wisława Szymborska und zur Verleihung des Literaturnobelpreises 1980 bzw. 1996 an die beiden bei.

Beflügelt durch diesen ungeahnten Erfolg, machte Dedecius die deutsche Literaturlandschaft mit Polnischem bekannt, gab weitere Anthologien heraus, machte Autoren wie Stanisław Jerzy Lec berühmt und dachte schon früh daran, ein Kulturinstitut zu gründen, das sich in Westdeutschland mit Polen beschäftigen würde. Schließlich empfahl das erste „Deutsch-Polnische Forum“, das im Juni 1977 in Bonn stattfand, die Umsetzung dieser Pläne. Dedecius gewann dafür nicht nur die Stadt Darmstadt, die dem Institut eine Jugendstilvilla zur Verfügung stellte, es gelang ihm auch, die damaligen hessischen und rheinland-pfälzischen Landesregierungen sowie die Kultusministerkonferenz unter Beteiligung der Bundesregierung für die Finanzierung zu gewinnen. 1980 wurde er dann zum Gründungsdirektor des Deutsche Polen-Instituts in Darmstadt, das er bis 1997 leitete.

Als Dedecius' Hauptwerk gilt die zwischen 1982 und 2000 im Suhrkamp-Verlag erschienene, von ihm herausgegebene Polnische Bibliothek in 50 Bänden, eine Art „Kanon“ der polnischen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart, nicht wenig davon selbst von ihm übersetzt. Auch das mehr als 7.000 Seiten umfassende Panorama der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts, das Texte von 250 Autorinnen und Autoren vereint, gehört zu Dedecius' bedeutenden Unternehmungen, der polnischen Literatur in Deutschland, ja in der Welt Gehör zu verschaffen. Als Kulturmanager schaffte er es auch, Geldgeber zu finden, derart kostspielige Projekte auf die Beine zu bringen und anschließend noch den Vertrieb zu gewährleisten – so ist die Polnische Bibliothek z.B. heute in fast allen Stadtbibliotheken

größerer deutscher Städte zu finden. Dedecius wurde so zu einer Schlüsselgestalt des Kulturdialogs zwischen Deutschen und Polen.

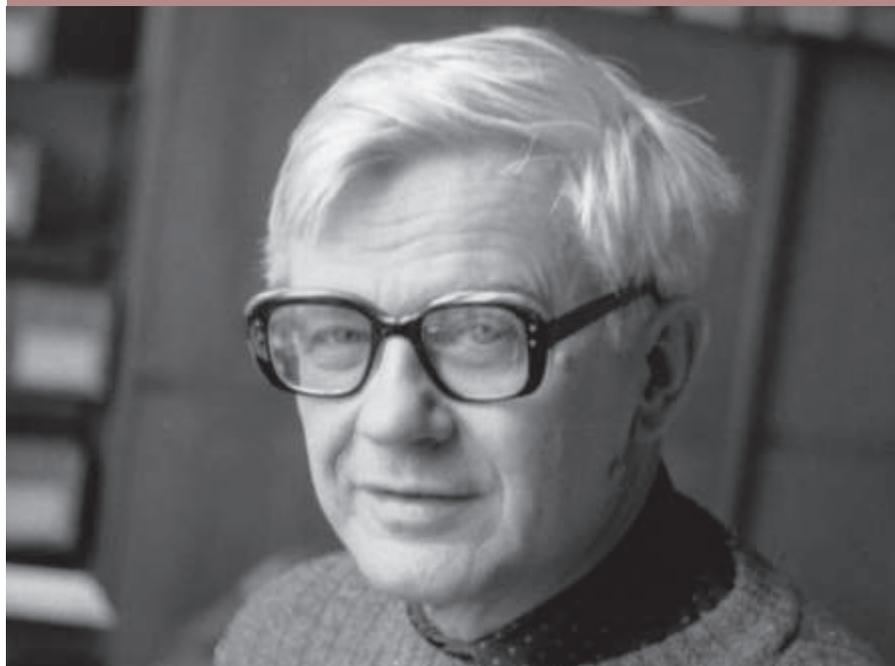
Für seine Arbeit als Autor und Mittler wurde Dedecius im In- und Ausland mehrfach ausgezeichnet. Sein Freund und Literaturwissenschaftler Krzysztof Kuczyński, der an der Lodzer Universität lehrte, nannte ihn den „Zauberer aus Darmstadt“. Er ist u.a. Träger des Hessischen Kulturpreises, des Deutschen Nationalpreises, des Deutsch-Polnischen Preises, des Bundesverdienstkreuzes und Ordens des Weißen Adlers der Republik Polen. 1990 wurde er mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet. Die Ehrendoktorwürde der Universität Köln wurde ihm 1976 verliehen, die der Katholischen Universität Lublin 1987, die der Universität Lodz 1990 und die der Universität Krakau 2000. 2011 folgte die Ehrendoktorwürde der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder). Seit 2003 vergibt die Robert Bosch Stiftung in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Polen-Institut den "Karl-Dedecius-Preis für polnische Übersetzer deutscher Literatur und deutsche Übersetzer polnischer Literatur". Der Preis wird alle zwei Jahre verliehen und ist mit je 10.000 Euro dotiert.

Zu den wichtigsten Büchern von Karl Dedecius zählen: "Deutsche und Polen. Botschaft der Bücher" (1971), "Überall ist Polen" (1974), "Polnische Profile" (1975), "Zur Literatur und Kultur Polens" (1981), "Vom Übersetzen" (1986), "Von Polens Poeten" (1988), "Lebenslauf aus Büchern und Blättern" (1990), "Panorama der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Panorama. Ein Rundblick" (2000), "Polnische Gedichte des 20. Jahrhunderts. Polnisch und Deutsch" (2008).

Im Februar 2016 starb Dedecius nach kurzer Krankheit; am 20. Mai 2021 wäre er 100 Jahre alt geworden. Mit seiner Liebe zur polnischen Literatur hat er Generationen von deutschen und deutschsprachigen Übersetzerinnen und Übersetzer angesteckt, die nun sein Werk fortsetzen.

Der Autor dieses Beitrages Dr. Andrzej Kaluza ist Mitarbeiter des Deutschen Polen Instituts in Darmstadt, www.deutsches-polen-institut.de.

Abb.: Wikim.Com./privat



Jan Józef Lipski (1921 bis 1996) war politischer Oppositioneller vor 1989 und Mitglied des polnischen Senats von 1989 bis 1991. Er war Mitbegründer des Komitees zur Verteidigung der Arbeiter.

Foto: www.imdb.com

Vor 30 Jahren:
DEPOSITUM:
DEUTSCHES KULTURERBE IN POLEN

Der einflussreiche polnische Intellektuelle Jan Józef Lipski schrieb vor 30 Jahren an der Schwelle zur neuen Nachbarschaft endlich freier Deutscher und Polen nach dem Ende der imperialen sowjetkommunistischen Fremdherrschaft:

Das entscheidende Problem eines historischen Ereignisses, wie es die Grenzverschiebung Polens an Oder und Neiße und die damit verbundene Aussiedlung der deutschen Bevölkerung war, ist das menschliche Leid.

Sicherlich können nicht alle Ausgesiedelten zu den unschuldig Leidgeprüften gezählt werden. Viele von ihnen haben das verbrecherische Regime aktiv unterstützt, und es gab auch solche, die an diesen Verbrechen ihren Anteil hatten. Indes dringt die Erkenntnis nur mühsam ins Bewußtsein der Polen, daß ein enormer Teil dieser Bevölkerung Opfer dieser Ereignisse wurde, obwohl ihn keinerlei beziehungsweise nur eine geringe Schuld traf. Sagen wir es offen: Diese menschlichen Leiden sind heute nicht wiedergutzumachen. Den Geschädigten gebührt aber eine vielfache Wiederholung der vor einem Vierteljahrhundert von den polnischen an die deutschen Bischöfe gerichteten Worte: „Wir vergeben und bitten um Vergebung“; es gebührt ihnen eine moralische Genugtuung.

Wir Polen haben das noch immer nicht hinreichend durchdacht und innerlich verarbeitet, obgleich wir unsere Zugehörigkeit zu einer auf den Fundamenten der christlichen Ethik errichteten Kultur kundtun. Der Verlust des Elternhauses, des Dorfes, der Stadt, der Landschaft, all dessen, was die engere Heimat ausmacht, ist für den Menschen ein großes Unglück.

Dies ist das moralisch wesentlichste Problem – aber nicht das einzige. Durch die Übernahme Pommerns, Danzigs, des Ermlandes und Masurens, des Landes Lebus, Niederschlesiens und des Oppelner Gebiets wurden wir zu Depositären riesiger deutscher materieller Kulturgüter in diesen Gebieten: von Kirchen, Schlössern, Palais, Rathäusern, berühmten Patrizierhäusern. Wenn man Kulturdenkmäler übernimmt – kann man nur von einem Depositum sprechen. Das, was zur Kultur einer Nation gehört, bleibt für immer ihr Werk und ihr Ruhm. Ein Depositär übernimmt aber zugleich auch Pflichten. Und daran, wie er diese Pflichten erfüllt, mißt man seine Kultur; darüber von ihm Rechenschaft zu fordern, hat Europa das Recht, denn sowohl das, was die Deutschen schufen, als auch das, was die Polen schufen, gehört zur gemeinsamen europäischen Kultur.

Die erste dieser Pflichten ist es, einer Zerstörung beziehungsweise materiellen Degradierung der Denkmäler entgegenzuwirken. Es ist kein gutes Zeugnis für den polnischen Patriotismus, wenn man deren Verfall zuläßt und ihren Wert geringschätzt, weil sie „nicht unsere“ sind, und wenn ihre

deutsche Herkunft verwischt wird. Im Gegenteil, sie sollten uneingeschränkt in Ehren gehalten werden.

Nicht immer in der Vergangenheit konnten und wollten wir Denkmäler – auch nicht die der polnischen Kultur – bewahren. Dahinter verbarg sich viel Nachlässigkeit, kulturelle Primitivität, Dummheit, ja sogar böser Wille. Indes ist das Depositum einer fremden Kultur keine geringere, sondern vielmehr eine größere Verpflichtung.

Nachdem nun eine Situation entstanden ist, in der wir nicht in der Lage sind, dieser Verpflichtung nachzukommen – Polen ist heute ein sehr armes Land –, sollten wir uns in dieser Angelegenheit hilfesuchend an die besonders Interessierten und, gemessen an uns, unvergleichlich Wohlhabenderen wenden: an die Deutschen.

Es mag manchem nicht gefallen, daß nun also die Deutschen auf diese Weise ihren Fuß auf Gebiete setzen, die vor noch nicht allzu langer Zeit ihnen gehörten und heute ein integraler Bestandteil der Republik Polen sind. Doch die Deutschen sind dort präsent – durch die Denkmäler ihrer Kultur. Sie gemeinsam zu retten und zu bewahren kann uns einander näherbringen. Gewiß, wer zahlt – der erwirbt im allgemeinen auch gewisse Rechte, zum Beispiel die Verwendung von Geldern für gemeinsam festgelegte Ziele zu kontrollieren, die (übrigens berechnete) Bedingung zu stellen, daß auf Informationstafeln, Prospekten u. ä. deutlich gesagt wird, daß das betreffende Objekt mit der deutschen Kultur verbunden ist, und daß dies zumindest in beiden Sprachen gesagt wird.

Ich muß gestehen, daß die zweite, verdeckte Ebene dieses Vorschlags noch ein anderes Ziel in sich birgt. Wenn wir gemeinsam das Modell einer solchen Kooperation schüfen, so könnte es in Zukunft vielleicht als Muster für eine ähnliche Gestaltung unserer Beziehungen in diesem Bereich mit den Litauern, Ukrainern und Belorussen dienen. Auch dort befindet sich – sogar über die Grenzen der Zweiten Republik hinaus – ein für unser Nationalbewußtsein wichtiges kulturelles Erbe.

Vor allem sollten wir aber jene Möglichkeiten wahrnehmen, die heute bereits real erscheinen; sie werden der polnisch-deutschen Aussöhnung und dem Bau des gemeinsamen europäischen Hauses dienen.

Aus: „Gazeta Wyborcza“, 1. März, 1990, aus dem Polnischen von Christof Hyla

Vor 675 Jahren gegründet:

DER „SECHSSTÄDTEBUND“ DER OBERLAUSITZ

Dr. Ernst Kretzschmar

Argwöhnisch und voller Neid verfolgten die mächtigen Adligen in der Lausitz und in Böhmen, wie die Städte durch Gewerbefleiß und Handel aufblühten und zu einer politischen Macht wurden. Auf ihren Burgen und Schlössern führten sie ein wildes Leben mit Trinkgelagen, Spiel und Jagden. Längst reichte ihnen das nicht mehr aus, was sie ihren Bauern abpressten. So nahmen sie sich das Recht heraus, sich auf Kosten der Städte schadlos zu halten. Sie überfielen die stark bewachten Handelszüge und schleppten die Ladungen mit sich fort. Manchmal verbündeten sie sich miteinander, dann wieder fochten sie verlustreiche Fehden gegeneinander aus. Dörfer, Burgen und Vorstädte standen so manches Mal in Flammen, die Landstraßen waren unsicher geworden.

Die benachbarten Städte Görlitz, Löbau, Bautzen, Kamenz, Zittau und Lauban erkannten die Gefahren, die ihnen von den Herrensitzen drohten.

Bautzen um 1640, Stich von Merian

Wikim.Com.





Görlitz, 1575

Wikim.Com.

Damals, im 14. Jahrhundert, trieb der Herr von Tollenstein ein böses Spiel mit den Kaufleuten der Lausitz. Seine Burg lag auf einem schwer zugänglichen Felsen in der Nähe von Georgenthal in Böhmen. Von dort aus beherrschte er die Straße, die nach Prag führte. Oft wurden hier Wagen ausgeraubt und die Begleitmannschaften niedergemacht. Alle Beschwerden fruchteten nichts. Da unternahm der Herzog von Jauer im Auftrag des Königs Johann einen Straffeldzug gegen den frechen Räuber. Die Städte der Lausitz stellten 1337 dazu eine beachtliche Streitmacht auf und belagerten die vorzüglich befestigte und verteidigte Burg. Erst nach einiger Zeit gelang der Sturm. Die Burg wurde niedergebrannt und abgetragen, damit das Ärgernis für immer verschwand. Die überlebenden Insassen wurden mitgenommen und an den Galgen gebracht.

So hatten die Städte selbst die Erfahrung gewonnen, dass sie gemeinsam viel vermochten. Am 21. August 1346 versammelten sich die Ratsherren der sechs Nachbarstädte in Löbau und handelten ein Schutzbündnis aus. So entstand der Sechsstädtebund, der seine Mitglieder über einige Jahrhunderte hinweg zum gemeinsamen Nutzen einigermaßen fest verband. Die Vereinbarung verpflichtete die Städte, sich gegen Mörder und Räuber zu helfen. Wer von einer der Städte geächtet worden war, fiel auch in die Acht

der übrigen. 1350 kamen die Ratsherren der sechs Städte in Bautzen zu einem neuen Städtetag zusammen. Dort einigten sie sich über das gemeinsame Vorgehen gegen Straßenräuber. 1353 legte man fest, wie die Kosten für gemeinsame Unternehmungen aufgeteilt werden sollten. Auf Görlitz als das reichste und mächtigste Mitglied entfielen drei von neun Teilen, auf Bautzen und Zittau je zwei.

Kaiser Karl IV. bevollmächtigte den Bund 1355, dem Landfrieden schädliche Burgen einzunehmen und abzubrechen. Neue Burgen durften ohne seine Einwilligung nicht mehr entstehen. Wer sich widersetzte, sollte in die Acht des Kaisers und der Städte kommen. Die Städte konnten sogar selbst darüber befinden, welche Burgen als Ärgernisse galten und verschwinden sollten. 1360 wurde bestimmt, dass auch die Klöster geächteten Räubern keinen Unterschlupf mehr geben durften. Die gemeinsame Entscheidung traf ein Oberlausitzer Feme-Gericht, das unter Vorsitz eines angesehenen Adligen zusammentrat. Seine Tagungen hielt dieses Gericht öffentlich in Löbau, Zittau oder Görlitz. Bürgerliche und adlige Schöffen fanden das Urteil.

Kamenz um 1850

Wikim.Com.



Der erste gemeinsame Kriegszug der Sechsstädte führte 1349 zur Burg Oybin bei Zittau, die der böhmische Raubritter von Michelsberg 1343 dem König geraubt hatte. Aber erst nach Wochen fiel das schwer zugängliche Raubnest und wurde zerstört. Jahre später ließ der Kaiser dort ein Kloster errichten.

1352 bezwangen die Städte das in der Nähe gelegene Schloss Korste. Auch seine Trümmer wurden niedergerissen. 1399 schließlich zogen die verbündeten Städte gegen die Raubburg Rohnau am Neißetal bei Hirschfelde, von der aus der gewalttätige Markgraf Jobst von Mähren die Straße von Görlitz nach Zittau unter seiner Kontrolle hielt. Nach dem erfolgreichen Sturm blieben außer ein paar Mauerresten nur ein Keller und ein Brunnen von der gefährlichen Stätte übrig. König Wenzel gab zwar nachträglich sein Einverständnis, aber erst nachdem er durch ein gehöriges Sümchen milder gestimmt worden war.

Die Städte wussten wohl, dass sie dem Landesherrn als treue Verbündete gegen anmaßende Feudalherren unentbehrlich geworden waren. Sie waren

Lauban um 1850

Wikim.Com.



*Löbau um 1850**Wikim.Com.*

mit Hilfstruppen zur Stelle, als Kaiser Karl IV. in Württemberg und Brandenburg seinen Willen mit Gewalt durchsetzen musste. Er zeigte sich der Stadt Görlitz auch besonders gewogen. 1373 und 1375 bestätigte er Görlitz das Recht der „freien Ratskür“, dass die mächtigen Geschlechter der Stadt schon lange als ihr Gewohnheitsrecht geübt hatten.

Aber manchmal wurde es selbst dem Kaiser zu bunt, wenn die selbstbewussten Städte ihre Macht allzu eifrig zum eigenen Vorteil einsetzten. Dem Görlitzer Rat war das Städtchen Neuhaus ein Ärgernis, das Herzog Bolko von Schweidnitz hatte erbauen lassen. Statt den Weg über Görlitz zu wählen und hier die Salz- und Waidsteuer zu zahlen, bevorzugten nun viele Fuhrwerke auf ihrer Reise nach Schlesien und Polen dieses Neuhaus als Zwischenstation. Mit zurechtfrisierteren Räubergeschichten und guter Bewirtung konnten die Görlitzer ihre Partnerstädte herumkriegen, kurz vor Weihnachten 1368 das ahnungslose Heidestädtchen zu überfallen, auszurauben und einzuäschern, nicht anders, als es sonst die adeligen Schnapphähne zu tun pflegten. Die Herzogin-Witwe beklagte sich beim Kaiser, die nach Prag gerufenen Vertreter der Städte wurden erst einmal festgesetzt. Die Partner schoben alle Schuld auf Görlitz, das dann auch wohl oder übel

ein beträchtliches Bußgeld aufzubringen hatte. Um weiterem Ärger aus dem Wege zu gehen, kaufte Görlitz einfach das Gebiet von Neuhaus und ließ die restlichen Gebäude wegreißen. Ging es um Vorteile auf weite Sicht, griffen die Mächtigen in Görlitz auch einmal tiefer in ihre Geldtruhen.

Dies wurde dann nötig beim Kauf des Berges Landeskron. Die Befestigungen auf den zwei Gipfeln im Südwesten der Stadt gehörten zuerst den Herren von Landeskron, dann den mächtigen Bibersteinern und ihren Vasallen, die der Stadt mit ihren Räubereien Verdruss bereiteten. Als dann 1437 Herzog Hans von Sagan Berg und Schloss erwarb, fürchteten die Görlitzer Ratsleute diese bedrohliche Nachbarschaft und wollten die Burgbewohner einfach aushungern, indem sie die Zufuhr von Lebensmitteln unterbanden. 1440, nach dem Tode des Herzogs, machten dessen Söhne dem lästigen Streit ein Ende und verkauften den Berg mit Klein-Biesnitz, Kunnerwitz und Neundorf an die Stadt, die auch die Burg umgehend wegreißen ließ.

Trotz gelegentlicher Übergriffe war der Sechsstädtebund doch eine Friedensmacht. Unter seinem Schutze entfalteten sich Handel, Gewerbe und Landwirtschaft. Im Auf und Ab der Geschichte bewährte sich der Zusammenhalt der Städte über fast 500 Jahre, und heute wird er auf neue

Zittau um 1850

Wikim.Com.



Weise wieder lebendig. Fünf Städte- Bautzen, Kamenz, Löbau, Zittau und Görlitz liegen heute in Deutschland und hinzukommen aus Polen Lauban (Luban) und der polnische Stadtteil der Europastadt Görlitz/Zgorzelec. Man arbeitet bei der Fremdenverkehrswerbung zusammen und bei der jährlichen größten Messe in der Oberlausitz, der KONVENTA, die immer im Frühling in Löbau stattfindet.

Die Orte des Sechsstädtebundes auf der Karte des Bartholomäus Scultetus (um 1600). Die Darstellung gibt die Topographie der Oberlausitz in West-Ost-Ausrichtung wieder. Wikim.Com.



Wolfgang Bittner

(* 29. Juli 1941 in Gleiwitz/Oberschlesien)

DER GUTE RÜBEZAHL AUS DEM RIESENGBIRGE

*Auszug aus dem Roman „Die Heimat, der Krieg und der Goldene Westen“
von Wolfgang Bittner*

Die Großmutter kennt viele Geschichten. Sie erzählt dem Kind vom Rübzahl, dem hünenhaften, knorzigen Berggeist aus dem Riesengebirge, dessen Reich über und unter der Erde liegt, in den Wäldern und Gebirgsklüften ebenso wie in den tiefen Schächten und Höhlen, in denen es Gold, Silber und andere wertvolle Erze gibt. Angeblich ist er grob, eitel und launisch, aber hin und wieder auch freundlich, gutmütig und großzügig, je nachdem. Mal treibt er allerlei Posen und Schabernack und ärgert die Menschen, ein andermal ist er ein Helfer in der Not. So jedenfalls sagen die Leute.

Im Winter sitzt das Kind auf der Bank neben dem warmen Kachelofen, der eine Ecke der Küche einnimmt, während die Großmutter kocht, Gemüse putzt, Kartoffeln schält oder auf dem Küchentisch Nudelteig ausrollt und in Streifen schneidet. Ihre Geschichten gehen immer gut aus; darin ist der Rübzahl ein zwar eigenwilliger und etwas unberechenbarer, aber doch letztlich edler Geist. Das ist ihr und dem Kind wichtig. „Er hilft den armen Leuten“, sagt sie, „und schlechte Menschen bestraft er.“ Manchmal erzählt sie stundenlang, so erscheint es dem Kind.

Eines Tages ging der Rübzahl wieder mit Riesenschritten, gestützt auf seinen knorrigen Wanderstock, durch sein Reich und hielt Ausschau, wo es etwas für ihn zu tun gäbe. Da sah er von einem Berg aus – so fangen oft die Großmuttergeschichten an, die das Kind im Kopf und im Herzen behält –, da sah er von einem Berg aus einen Bauern, der hinunter ins Dorf ging und auf dem Rücken eine schwere Kiepe trug. Augenblicklich verwandelte sich der Rübzahl in einen bemitleidenswerten kriegsversehrten Soldaten, und als solcher ging er dem Bauern entgegen. Der wollte gerade rasten und stellte die schwere Kiepe neben sich an den Wegrand. Er setzte sich ins weiche Gras, holte Brot, Schinken und ein Kännchen mit köstlicher Buttermilch

hervor. Als er den heranhumpelnden Soldaten sah, rief er ihm entgegen: „Kommt, setzt euch zu mir und vertreibt mir ein wenig die Zeit!“ Während nun der Bauer anfang zu schmausen, berichtete der Soldat vom Krieg und seiner Verwundung, und er erwähnte auch, dass er schon seit zwei Tagen nichts mehr gegessen hatte.

An dieser Stelle meint das Kind, das mit gespitzten Ohren zugehört hat, jetzt müsse der Bauer dem Soldaten etwas von seiner Mahlzeit abgeben. Aber weit gefehlt, so gehen die Geschichten der Großmutter nicht. Der Bauer denkt nämlich überhaupt nicht daran, den hungernden Veteran einzuladen. Vielmehr schmatzt er vor sich hin und erzählt, dass er zum Markt wolle, um dort gute Geschäfte zu machen. Er schultert wieder seine Kiepe, die bis oben hin vollgepackt ist mit Würsten, Schinken und Speck, und geht seines Weges. Da sitzt nun der Soldat, der in Wirklichkeit der Rübezahl ist, und denkt: Du hartherziger Geizhals, dir werde ich eine Lehre erteilen, die du nicht mehr vergisst.

Jetzt freut sich das Kind und ist gespannt, wie es weitergeht. Doch die Großmutter ist noch lange nicht am Ende. Als nämlich der herzlose Bauer außer Sicht ist, kommt eine alte, gramebeugte Frau des Weges. Sie hat im Wald nach Pilzen gesucht und trägt einen Korb mit herrlichen Pfifferlingen und Steinpilzen am Arm. Die Hälfte will sie auf dem Markt verkaufen, mit der anderen Hälfte zu Hause ein gutes Essen kochen. Schwer atmend lässt sie sich neben dem Soldaten nieder. „Erlaubt mir, dass ich bei Euch raste“, schnauft sie. „Ich bin schon seit der Morgendämmerung unterwegs und sterbensmüde.“ „Setzt euch nur zu mir“, antwortet der Soldat.“ Und das Kind wirft ein: „Der in Wirklichkeit der gute Rübezahl ist.“

„Ja“, bestätigt die Großmutter. „Der Rübezahl sagt, dass er aus dem Krieg kommt und seit zwei Tagen nichts mehr gegessen hat.“ Doch die alte Frau hat nur etwas trockenes Brot, das kaum für sie selbst reicht. Dennoch gibt sie dem Mann davon ab, und sie bietet ihm dazu noch einen ihrer wunderschönen Steinpilze an. Dann hängt sie sich wieder den Korb über den Arm und verabschiedet sich freundlich von dem Soldaten. „Vom Rübezahl“, freut sich das Kind. „Genau“, bestätigt die Großmutter und spinnt ihren Faden weiter. Denn ihre Geschichte kann ja noch nicht zu Ende sein, weil doch der Rübezahl den armen Leuten hilft und die schlechten Menschen neckt oder bestraft. Also wird die Kiepe des egoistischen Bauern auf dem Weg

zum Markt immer schwerer und schwerer, bis er sie kaum noch tragen kann. Deswegen setzt er sie ab, und als er nachschaut, sind statt Würsten, Schinken und Speck nur dicke Wackersteine darin. Dagegen findet die alte Frau, als sie vom Markt nach Hause gekommen ist und für ihre Familie das Essen kocht, einen großen Steinpilz aus purem Gold in ihrem Korb. Den kann sie verkaufen und mit ihrer Familie in ein schönes Haus mit einem großen Garten ziehen.

Solche Erzählungen liebt das Kind. Es mag sie immer wieder hören, auch drei- oder viermal. Der Rübezahl – wie ihn die Großmutter darstellt – ist eine respektable Persönlichkeit, sozusagen eine moralische Instanz, die für Recht und Ausgleich sorgt, wo Unrecht geschieht. So sollte es im Leben, von dem das Kind noch nicht viel weiß, zugehen, das ahnt es. Oft handeln die Geschichten auch von schwer arbeitenden Bergleuten oder von den Webern, die so arm sind, dass sie kaum ihre Familie ernähren können. Sie hungern, und im Winter frieren sie sich fast zu Tode. Urplötzlich bekommt die Geschichte aber eine Wende, die von der Großmutter zumeist mit den Worten eingeleitet wird: „Und dann erbarmte sich Gott ihrer.“ An dieser Stelle

finden die armen Weber zumeist einen vergrabenen Schatz oder ihr einziges Huhn legt ein goldenes Ei oder die Tränen der Mutter werden zu wertvollen Perlen. Und die abgezehrten Grubenarbeiter stoßen in ihrem Schacht tief unter der Erde auf das wertvolle Silber, das es tatsächlich im Erzgebirge und im Riesengebirge gibt. Das Kind hat Glück, die Großmutter ist eine begnadete Erzählerin, die viele ihrer Geschichten selber erfindet, stets aufs Neue.



Wolfgang Bittner, „Die Heimat, der Krieg und der Goldene Westen“, Roman, Verlag zeitgeist 2019.



IN MEMORIAM



Trauer um Prof. Peter Baron

Bereits am 24. Juli 2020 verstarb an den Folgen einer schweren Krebserkrankung der Musikwissenschaftler Prof. Peter Baron im Alter von 55 Jahren. Seit 1989 hatte sich der Oberschlesier zunächst als Kultur- und Bildungsreferent in den Strukturen der Deutschen Minderheit eingesetzt. Unter anderem wirkte er von 1996 bis 2011 als Referatsleiter in der Geschäftsstelle des Verbandes der deutschen Gesellschaften in Polen (VdG) in Oppeln. Er gehörte zu den Mitbegründern des Oberschlesischen Sängerbundes. Anschließend war er einige Jahre Geschäftsführer des Eichendorff-Zentrums in Lubowitz am Geburtsort des Romantikers bei Ratibor/OS. Parallel arbeitete er an seiner musikwissenschaftlichen Laufbahn. Er promovierte an der Musikhochschule in Neisse und war dort seit 2014 als außerordentlicher Professor tätig. Als Dirigent, Dozent, Organist und Komponist hat er das musikalische Leben im heutigen Oberschlesien enorm bereichert. Besonders würdigte er in seinem publizistischen und musikalischen Wirken seinen ober-schlesischen Landsmann Joseph Anton Elsner, einer der herausragendsten deutschen Komponisten polnischer Musik in der Zeit der Aufklärung und Vorromantik und Lehrer von Chopin. 2017 war Peter Baron Gastprofessor an der Universität für Musik und darstellende Kunst in Wien. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhof in Oppeln-Halbendorf. (Sh)

Bernard Smolarek verstorben

Bernard Smolarek, einer der Gründerväter der deutschen Minderheit in Oberschlesien und langjähriger Vorsitzender der Deutschen in Rosenberg/OS ist im Alter von 88 Jahren verstorben.

Die ersten Treffen der Deutschen in der Rosenberger Region gab es schon im Januar 1989, noch vor den Revolutionen die zum Ende der Sowjetunion führten. Bernard Smolarek war von Anfang an dabei. „Wir hatten zwar Angst, aber die Freude hat überwogen. Es gab viele Begeisterte, die sehr engagiert waren“, erzählte Bernard Smolarek dem Wochenblatt, Verbands-

zeitung der Deutschen in Polen. Er sammelte 14.000 Unterschriften jener, die sich zur deutschen Herkunft bekannt haben. „Wir wurden im Oktober 1989 gegründet, hatten aber noch keinen Sitz. Am 23. Januar 1990 wurde beim Gericht eingetragen, dass der Sitz bei meiner Frau und mir zu Hause sein würde. Die erste offizielle Versammlung hatten wir am 9. März 1990, da wurde der Vorstand in der Woiwodschaft Tschenstochau gewählt, die es heute nicht mehr gibt“, erinnerte sich Smolarek.

Er selbst war viele Jahre der Vorsitzender der Deutschen in der Woiwodschaft Tschenstochau gewesen, später fungierte er auch als Kreisvorsitzender der Deutschen im Landkreis Rosenberg. Er war langjähriges Vorstandsmitglied der Deutschen Minderheit im Opperland, von 1996 bis 2000 auch Mitglied der Revisionskommission beim Verband deutscher sozial-kultureller Gesellschaften. Dank seines Einsatzes wurde schon im Juli 1989 die erste deutschsprachige Messe in Rosenberg seit 1945 zelebriert. www.wochenblatt.pl



Abschied von Elisabeth Kynast

Fünf Tage vor ihrem 78. Geburtstag verstarb im Pflegeheim zu Neuenrade Elisabeth Kynast. Ein Schlaganfall und eine Blutvergiftung waren der Grund ihrer schweren Krankheit.

Mit ihr verlieren wir nicht nur eine ganz aktive Landsfrau, sondern vor allem die Beziehungsperson zu all den Ereignissen in der Grafschaft und in Tschechien. Da sie erst 1962 mit ihren betagten Eltern in den Westen kam, beherrschte sie die polnische und tschechische Sprache und so schlug sie die Brücke zwischen den Menschen dieser drei Länder. Frau Kynast verdanken wir die Kontakte zum Bischof Dr. Ignacy Dec in Schweidnitz, zu Kardinal Dr. Dominik Duka in Prag und zu Prälat Romuald Brudnowski in Tscherebeny. Er hat für den festlichen Gottesdienst anl. der



Seligspredung von Kpl. Gerhard Hirschfelder im Kurpark von Bad Kudowa am 10.10.2010 mit 2.000 Teilnehmern gesorgt und die Grabstätte zu einer würdigen Gedenkstätte auf dem Friedhof in Tscherbenej gemacht.

Frau Kynast hat mit ihrem Ehemann Klaus die Verbindung zu der Zeitung „Ziema Klodzka“ (Grafschafter Landbote) aufgebaut, die immer wieder von Kpl. Gerhard Hirschfelder berichtete. Vergessen werden in diesem Zusammenhang nicht der wichtige Kontakt zu Herrn Julian Golak, dem Herausgeber der Zeitung, zu Frau Teresa Basala, die für die Verbreitung der Verehrung von Kpl. Gerhard Hirschfelder sorgte und Frau Irena Rogowska als Dolmetscherin.

Das Haus Gerhard Hirschfelder, ererbt von der Besitzerin Rosa Rokitensky wurde für Elisabeth das große Anliegen: ein Haus für Kultur und Geschichte, ein Haus der Begegnung zwischen den Nationen. Was hat Frau Kynast sich engagiert für dieses Haus! Es musste geräumt werden, weil Frau Rokitensky eine Leidenschaft zum Sammeln hatte. Frau Kynast hat dafür gesorgt, dass über die Deutsche Bischofskonferenz Gelder für ein neues Dach kamen, die Fenster und der Fußboden renoviert wurden. Neben der Sorge um das Haus pflegte sie jahrelang die deutschen Gräber auf dem Friedhof in Tscherbenej, von denen es noch ca. 100 gibt.

Ihr großer Wunsch, den leidenden Müttern während der Kriegszeit ein Denkmal zu setzen, ging Mitte September 2019 in Erfüllung. Mit ihr zusammen durfte ich dieses Denkmal mit der polnischen Gemeinde noch segnen. Dann gründete sie vor zwei Jahren den Deutschen Freundschaftskreis in Bad Kudowa mit überwiegend aus Landsleuten, die in Tschechien wohnen und damals 1946 mit ihren Eltern nach Tschechien gingen in der Hoffnung bald wieder als erste in die Heimat zurückkehren zu können. Mit diesem Freundschaftskreis gestaltete sie Mitte Dezember 2019 noch eine sehr schöne Adventsfeier. Dieser Kreis ist eine Untergruppe des Deutschen Freundschaftskreises in Glatz unter Leitung von Horst Ulbrich, der sich nun um die Untergruppe in Tschechien kümmern muss.

Frau Kynast war mindestens 3 – 5 Mal jährlich in der Grafschaft und ihr Ehemann Klaus trug geduldig ihre Arbeit mit.

Wenn Frau Kynast dann zu Hause war, entdeckte sie neue Aktivitäten: sie lud Kinder aus Tschernobyl zur Erholung ein, verschaffte Polen die Möglichkeit zu Operationen, auf die sie in Polen jahrelang hätten warten müssen, sie ermöglichte Arbeitsplätze für Frauen aus der Grafschaft Glatz. Viele Men-

schen halfen ihr bei diesen kostspieligen Unternehmen und als die Spenden weniger wurden, hat sie ihre eigene kleine Rente in ihre Anliegen gesteckt.

Und für das Hedwigswerk: mir ihrem und dem Engagement ihres Mannes hat sie die Kräfte eingesetzt für die Wallfahrt der Heimatvertriebenen in Werl, für Schlesier und Grafschafter, die seit 2 Jahren zu einer Wallfahrt zusammengefasst ist. Die Zeitschrift des Hedwigswerkes „Heimat und Glaube“ hat überlebt durch das Engagement des Ehepaares Kynast.

Ich weiß, dass Frau Kynast noch vieles im Verborgenen getan hat.

Sie ist nicht zu ersetzen weder im Heimatwerk Grafschaft Glatz e.V., in der Sorge um das Gerhard Hirschfelder-Haus, in der Begegnung mit den Polen und Deutschen in der Grafschaft, mit den Landsleuten in Tschechien. Bei den vielen Auszeichnungen, die Elisabeth Kynast aufgrund ihrer Verdienste in Deutschland und in der Grafschaft erhielt, wurde ihr eine besondere Auszeichnung zuteil: am 10.10.2010 erhielt sie aus der Hand des Bischofs von Schweidnitz Dr. Ignacy Dec mit dem Großdechanten zusammen die höchste Anerkennung der Diözese Schweidnitz, den „Stanislaus-Orden“.

Wir können nur staunen über ihr Lebenswerk und ihr und ihrem Ehemann Klaus sowie ihren Söhnen mit Familie aus tiefstem Herzen Dank sagen.

Trotz Corona-Krise haben wir der verstorbenen Elisabeth Kynast in einem besonderen Gottesdienst gedacht, in Verbindung mit dem Gedenkgottesdienst für den Seligen Kpl. Gerhard Hirschfelder, der am 2. August 2020 um 17.00 Uhr in der St. Clemens-Kirche in Münster-Zentral stattfand.

Franz Jung, Großdechant

Joachim Niemann verstorben

Im Alter von 88 Jahren starb am 16. September 2020 der langjährige Geschäftsführer des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen, Joachim Niemann. Für seinen herausragenden Einsatz für die Deutsche Minderheit wurde Joachim Niemann am 26. Juni 2016 mit dem Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

„Herr Niemann war eigentlich der erste Geschäftsführer des VdG gewesen. Diese Funktion hat er von 1991 bis 2006 ausgeübt. Sein Engagement für die deutsche Minderheit war grenzenlos. Dies äußerte sich auch lokal. Von Anfang an war er an der Tätigkeit seines DFKs in Dzier-



gowitz aktiv beteiligt“, erinnert sich Monika Wittek vom VdG, die viele Jahre mit ihm gearbeitet hat.

Einsatz für das Deutschtum

Auch in seiner Gemeinde Birawa war er stets in alle Aktivitäten der deutschen Minderheit involviert. Dort bekleidete er viele Jahre des Amt des Vorsitzenden des Gemeindevorstandes der Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Deutschen. Joachim Niemann war auch in der lokalen Selbstverwaltung aktiv und Vorsitzender des Gemeinderates. Seinem Engagement in dieser Sache ist es zu verdanken, dass der

Gemeinderat im Jahr 2010 den Beschluss fasste, in Birawa zweisprachige deutsch-polnische Ortsschilder einzuführen.

„Sehr viel lag Herrn Niemann auch daran, dass die Opfer des Gefangenlagers in Lamsdorf eine öffentliche Würdigung und Anerkennung finden. Er hat sich dafür eingesetzt, dass dort ein Kreuz für die Opfer aufgestellt wird und dass ein Friedhof für die Opfer des Lagers offiziell entsteht“, sagt Monika Wittek.

Darüber hinaus war er als Vorsitzender des Kuratorenrates der Eichendorff-Stiftung in Lubowitz immer darum bemüht, dass auch die „höhere deutsche Kultur“ den Einzug in die Heime der Deutschen in Schlesien hält.

Erfolgreich und konsequent

„Wir als VdG verdanken Joachim Niemann auch den VdG-Sitz in der Krupnicza-Straße in Oppeln. Er hat sich darum bemüht, dass das Gebäude unser Eigentum wird. Das war überhaupt seine Stärke, dass er Sachen zum Schluss gebracht hat, erledigt hat, was erledigt werden musste. Auch mit der deutschen Seite hatte er immer gute Kontakte und kämpfte erfolgreich und auch konsequent um die Interessen der deutschen Minderheit“, so Mo-

nika Wittek. Joachim Niemann war auch derjenige, der die Zusammenarbeit zwischen dem Verband deutscher sozial-kultureller Gesellschaften in Polen und dem Bund der Heimatvertriebenen e. V., Landesverband Thüringen, initiiert hat. Für sein Engagement wurde er 2019 während der Feierlichkeit auf dem Sankt Annaberg zum 25. Jubiläum des Freundschaftsvertrages mit einer Ehrentafel ausgezeichnet. „Er war ein warmer, herzensguter Mensch. Er rief immer mit Geburtstagswünschen an, auch als er nicht mehr im VdG gearbeitet hat. Als solcher bleibt er auch in unserer Erinnerung“, sagt Monika Wittek.

Anna Durecka, Foto: VdG

Claus Biederstaedt **in Fürstentfeldbruck verstorben**

Am 18. Juni ist in Eichenau/Landkreis Fürstentfeldbruck bei München der aus Pommern stammende Schauspieler Claus Biederstaedt (1928-2020) im Alter von fast 92 Jahren verstorben. Geboren am 28. Juni 1928 in Stargard bei Stettin als Sohn eines Studienrats für Musik und Kunstgeschichte an der Stargarder Mädchenoberschule, der Großvater Paul Biederstaedt war Superintendent in Prenzlau/Uckermark.



Eine seiner bekanntesten Rollen: In der Erich-Kästner-Verfilmung „Drei Männer im Schnee“ spielte Claus Biederstaedt einen arbeitslosen Werbefachmann, der sich in eine Millionärstochter (Nicole Heesters) verliebt.

Im Alter von 15 Jahren wurde Claus Biederstaedt als Flakhelfer eingesetzt und mit 16 Jahren als Schüler des Stargarder Gröning-Gymnasiums an die Ostfront einberufen. Nachdem alle seine Mitschüler gefallen waren, gelang es ihm noch, vor der heranrückenden „Roten Armee“ zu fliehen. Seine Mutter, die mit einem Treck aus Stargard geflohen war, nahm sich, in der Annahme, ihr einziger Sohn wäre gefallen, das Leben.

Nachdem Claus Biederstaedt seinen Vater wiedergefunden hatte, besuchte er in Hamburg das Wilhelm-Gymnasium, um das Abitur nachzuholen. Einer seiner Mitschüler war der Ostpreuße Joachim Kaiser (1928-2017), der später ein bekannter Literaturkritiker werden sollte. Nach dem Abitur studierte Claus Biederstaedt Medizin, gab aber im vierten Semester auf. Bei einer Theateraufführung, wo er im Chor mitsang, lernte er den berühmten Schauspieler Will Quadflieg (1914-2003) kennen, der ihn fortan an der Hamburger Schauspielschule unterrichtete. Nach der Abschlussprüfung trat er als Theaterschauspieler in Hamburg, Berlin, München,

Köln und Wiesbaden auf. Später arbeitete er auch als Theaterregisseur und inszenierte 1985 Carl Zuckmayers (1896-1977) Stücke „Des Teufels General“ und 1986 „Der Hauptmann von Köpenick“. Sein erster Auftritt auf der Leinwand geschah schon 1952, als er 24 Jahre alt war, in dem Film „Die große Versuchung“, wo er mit Dieter Borsche, Ruth Leuwerik, Erich Ponto zu sehen war. Seit 1960 arbeitete er auch als Synchronsprecher für die Amerikaner Marion Brando und Paul Newman und den Franzosen Yves Montand. Zwischen 1950 und 1985 wirkte er auch als Sprecher in zahlreichen Hörspielen mit, auch in der Werbung konnte man seine Stimme hören. Claus Biederstaedt spielte Rollen in 112 Filmen und in über 100 Produktionen für das Fernsehen. Gestorben ist er an Zungenkrebs.

Jörg Bernhard Bilke (DOD)

Alfred Gomolka

Am 24 März verstarb in Schwerin Alfred Gomolka, erster Ministerpräsident von Mecklenburg-Vorpommern nach der Wiedervereinigung von 1990 bis 1992 im Alter von 77 Jahren. Er wurde am 21. Juli 1942 in Breslau geboren. Durch die Vertreibung kam er nach Thüringen, wo er 1960 sein Abitur machte. Dann studierte er bis 1965 Geographie und Germanistik in Greifswald. Als Diplom Geograph blieb er wissenschaftlicher Mitar-

beiter am Geographischen Institut der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, wo er 1971 promovierte.

Zu DDR-Zeiten gehörte er der Blockpartei CDU an und nach dem Fall der Mauer war Alfred Gomolka Mitglied der 10. Volkskammer der DDR vom 5. April bis 2. Oktober 1990. Vom 19. Juli 1994 bis zum 13. Juli 2009 war der CDU-Politiker Mitglied des Europäischen Parlaments, wo er den EU-Beitritt Lettlands politisch maßgeblich begleitete. 2007 wurde ihm die höchste Auszeichnung



Foto: cdu mv

Lettlands für ausländische Staatsbürger, der Drei-Sterne-Orden, verliehen.

Politisch wurde ihm die Wertekrise Anfang der 1990er Jahre zum Verhängnis, als er sich mit seinem Einsatz für den Fortbestand des regionalen Schiffbaukombinates gegen die Politik der CDU-geführten Bundesregierung stellte und die eigene Partei dann erfolgreich seine Ablösung betrieb. Anschließend erwarb er sich als Professor für Raumordnung und Landeskunde an der Universität Greifswald von 1992 bis zu seiner Emeritierung 2007 erhebliches Ansehen.

SPD und CDU-Politiker würdigten in Nachrufen den Einsatz von Alfred Gomolka für Mecklenburg-Vorpommern aber auch die Idee der Europäischen Union. Alfred Gomolka war auch Vizepräsident der Paneuropa-Union Deutschland.

Coseler trauern um Josef Gröger

Die Coseler in der Heimat und in der Fremde trauern um einen der Edelsten aus ihren Reihen: Bereits am 22. September verstarb im Alter von 90 Jahren Josef Gröger im Heilbad Heiligenstadt, herausragender Chronist und Brückenbauer in seiner oberschlesischen Heimat.

Josef Gröger wurde am 2. März 1930 in Cosel/OS als fünftes von sechs Kindern geboren. Sein Vater war als Küster an der dortigen Pfarrkirche tätig. Von 1936 bis Frühjahr 1944 besuchte er die Volksschule in Cosel, an-



schließend die Aufbauschule in Oberglogau. Im Januar 1945 war er dabei, als der sakrale Kirchenschatz vor der anrückenden Roten Armee versteckt wurde. Anschließend musste er mit 15 Jahren seine Heimat verlassen und gelangte im März 1945 - getrennt von Eltern und Geschwistern - nach Thüringen, wo er im Eichsfeld ein neues Zuhause fand. Hier beendete er seine Lehre als Elektriker und studierte anschließend Berufspädagogik, später weiter Betriebswirtschaftslehre, Psychologie und Wirtschaftspädagogik in Dresden und an der Humboldtuniversität in Berlin. Er gründete eine Familie und zog mit seiner Ehefrau Elisabeth drei Söhne auf. Von 1990 bis zu seiner Pensionierung 1995 leitete er die Kommunale Berufsschule im Heilbad Heiligenstadt im Eichsfeld. In der Zeit der friedlichen Revolution und danach übernahm er unter anderem als Kreisvorsitzender der CDU auch politische Verantwortung.

Buchstäblich schlesische Geschichte schrieb er mit seinen zahlreichen fundierten Büchern zur Zeit- und Kulturgeschichte seiner Heimatstadt Cosel. Als Autor unterstützte er dabei auch die damals im Görlitzer Senfkorn Verlag erscheinende Zeitschrift „Oberschlesien“. 2003 erschien als erstes Buch „Cosel – Impressionen über das Ende einer deutschen Stadt“, das auch im heute polnischen Cosel vor allem bei der dort lebenden Deutschen Minderheit auf großes Interesse stieß. Bereits ein Jahr später folgte das Buch „Kirchen, Klöster und Kapellen in der Stadt und der ehemaligen Festung Cosel“ ergänzt um eine CD mit der Ansprache des letzten deutschen Pfarrers. 2005 folgte der Titel „Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Cosel nach Aufhebung des Festungsstatutes 1073 – 1945“. 2007 erschien der Band „Cosel unter dem Einfluss der Johanniter-Maltheser-Ritterorden 1240 – 1810“. Mehrere weitere Bände erschienen in den folgenden Jahren zu seiner Publikationsreihe „Historisches und Erlebtes“. Einige Bücher wurden auch ins Polnische übersetzt.

Noch im März zu seinem 90. Geburtstag überraschte er die Bewohner Cosels mit einer fast vergessenen Studie über eine heilsame Quelle in Ober-

schließend die Aufbauschule in Oberglogau. Im Januar 1945 war er dabei, als der sakrale Kirchenschatz vor der anrückenden Roten Armee versteckt wurde. Anschließend musste er mit 15 Jahren seine Heimat verlassen und gelangte im März 1945 - getrennt von Eltern und Geschwistern - nach Thüringen, wo er im Eichsfeld ein neues Zuhause fand. Hier beendete er seine Lehre als Elektriker und studierte anschließend Berufspädagogik, später weiter Betriebswirtschaftslehre, Psychologie und Wirtschaftspädagogik in Dresden und an der Humboldtuniversität in Berlin. Er gründete eine Familie und zog mit seiner Ehefrau Elisabeth drei Söhne auf. Von 1990 bis zu seiner Pensionierung 1995 leitete er die Kommunale Berufsschule im Heilbad Heiligenstadt im Eichsfeld. In der Zeit der friedlichen Revolution und danach übernahm er unter anderem als Kreisvorsitzender der CDU auch politische Verantwortung.

Buchstäblich schlesische Geschichte schrieb er mit seinen zahlreichen fundierten Büchern zur Zeit- und Kulturgeschichte seiner Heimatstadt Cosel. Als Autor unterstützte er dabei auch die damals im Görlitzer Senfkorn Verlag erscheinende Zeitschrift „Oberschlesien“. 2003 erschien als erstes Buch „Cosel – Impressionen über das Ende einer deutschen Stadt“, das auch im heute polnischen Cosel vor allem bei der dort lebenden Deutschen Minderheit auf großes Interesse stieß. Bereits ein Jahr später folgte das Buch „Kirchen, Klöster und Kapellen in der Stadt und der ehemaligen Festung Cosel“ ergänzt um eine CD mit der Ansprache des letzten deutschen Pfarrers. 2005 folgte der Titel „Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Cosel nach Aufhebung des Festungsstatutes 1073 – 1945“. 2007 erschien der Band „Cosel unter dem Einfluss der Johanniter-Maltheser-Ritterorden 1240 – 1810“. Mehrere weitere Bände erschienen in den folgenden Jahren zu seiner Publikationsreihe „Historisches und Erlebtes“. Einige Bücher wurden auch ins Polnische übersetzt.

Noch im März zu seinem 90. Geburtstag überraschte er die Bewohner Cosels mit einer fast vergessenen Studie über eine heilsame Quelle in Ober-

schlesien. Auch seiner zweiten Heimat Heiligenstadt hat er eine Publikation gewidmet. Nämlich einen Beitrag zur Stadt- und Schulgeschichte unter dem Titel „Zur Geschichte der theoretischen Berufsausbildung in Heiligenstadt von 1829 bis 1995“.

Mit seinen Publikationen kam es Josef Gröger auch darauf an, der Geschichtsklitterung in seiner oberschlesischen Heimat zu Sowjetzeiten entgegenzuwirken und einen Beitrag zur deutsch-polnischen Verständigung vor allem in Oberschlesien zu leisten. Gemeinsam mit seinem Sohn Karl-Heinz konnte er 1990/1991 auch den von den Kommunisten lange vergeblich gesuchten Cosel Kirchenschatz wieder bergen und der heutigen Kirchengemeinde übergeben.

Zahlreiche Ehrungen aus den Reihen der vertriebenen und der daheimgebliebenen Deutschen würdigten seinen Einsatz. Am 14. August 2009 erhielt Josef Gröger für seine Verdienste um die Erforschung der oberschlesischen Geschichte und für seinen Beitrag zur Aussöhnung zwischen Deutschen und Polen auf einem Festakt in seiner Heimatstadt Cosel die höchste Auszeichnung der Woiwodschaft Oppeln. Der damalige Marschall Jozef Sebesta überreichte ihm die Verdienstmedaille. Zu einem weiteren historischen Ereignis kam es am 8. November 2010 auf der Sitzung des Stadtrates von Kandrzin-Cosel. Auf Vorschlag der Stadtverordneten wurde mit Josef Gröger zum ersten Mal ein vor dem Krieg geborener Coseler und heutiger Bundesbürger aus Thüringen mit der Verdienstmedaille der Stadt ausgezeichnet. Im Mai 2018 wurde er für seine Verdienste um die polnisch-deutsche Aussöhnung in der Thüringer Staatskanzlei durch Ministerpräsident Bodo Ramelow mit dem Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Prof. Josef Joachim Menzel verstorben

Bereits am 29. August verstarb in Mainz im Alter von 87 Jahren Prof. Josef Joachim Menzel. Er galt als einer der besten Kenner der schlesischen Geschichte und war Autor, Herausgeber oder Mitherausgeber von zahlreichen Standardwerken über das historische Ostdeutschland. Der am 19. Juni 1933 im oberschlesischen Mühlisdorf, Kreis Neustadt/Oberschlesien, als Sohn eines Landwirts Geborene erlebte als 13jähriger die brutale stalinistische Vertreibung aus seiner Heimat. Er studierte Geschichte, Altphilologie und Germanistik in Münster und Heidelberg. Nach der Promotion in Wien erfolgte



1966 der Wechsel nach Mainz, wo Menzel Assistent des ehemaligen Breslauer Dozenten Prof. Dr. Ludwig Petry wird, und wo er sich 1970 mit einem Thema zur Ostsiedlung im Mittelalter habilitiert. Als Universitätsprofessor für Mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften war er dort bis zu seinem 65. Geburtstag im Jahr 1998 tätig. Vor und im Ruhestand war er Herausgeber oder Mitherausgeber mehrerer Fachzeitschriften und Buchreihen, darunter des sechsbändigen „Schlesischen Urkundenbuches“, der dreibändigen „Geschichte Schlesiens“,

der „Schlesischen Lebensbilder“ sowie des „Jahrbuchs der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau“. Über viele Jahre war er Vorsitzender der Historischen Kommission für Schlesien, 2. Vorsitzender der Stiftung Kulturwerk Schlesien und des Gerhard-Möbus-Instituts an der Universität Würzburg, stellvertretendes Vorstandsmitglied der Stiftung Schlesisches Museum zu Görlitz, Mitglied des Herder-Forschungsrates sowie zahlreicher weiterer Gremien und Beiräte. Am 4. September fand er seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhof der katholischen Kirche Sankt Laurentius in Mainz-Ebersheim.

(Sh) Foto: privat

Schlesischer Historiker Helmut Neubach gestorben

Der in Zornheim bei Mainz lebende Historiker Helmut Neubach, der seine letzten Lebensjahre mit seiner Frau Johanna in Baden-Baden verbrachte, wo seine Tochter lebt, ist am 12. Dezember 2019 verstorben. Geboren am 27. Januar 1933 im oberschlesischen Grottkau, zog er mit seinen Eltern später ins niederschlesische Brieg, wo er aufwuchs. Auf der Flucht aus Schlesien 1945 kam er nach Neustadt an der Orla in Thüringen und von dort 1948 nach Lahnstein/Rhein, wo er 1954 das Abitur ablegte. In Bonn, Marburg/Lahn, Berlin und Mainz studierte er Geschichte und Slawistik und wurde 1962 in Mainz von Gotthold Rhode mit einer Arbeit „Die Ausweisungen von Polen und Juden aus Preußen 1885/86“ (Wiesbaden 1967) promoviert.

In den Jahren 1962/68 war er für den „Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat“ in Marburg wissenschaftlich tätig, von 1968 bis 1992 arbeitete er als Lehrer im Höheren Schuldienst in Mainz und danach bis 1998 war er an der Universität Koblenz/Landau wissenschaftlich tätig. Um das bisher unveröffentlichte Tagebuch des oberschlesischen Reichstagsabgeordneten Franz Graf von Ballestrem bearbeiten zu können, bekam er 1982/83 ein Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Bonn. Er war außerdem Mitglied der Kommission „Geschichte der Deutschen in Polen“, der „Historischen



Johanna und Helmut Neubach
Foto: privat

Kommission für Schlesien“ und des „Herder-Forschungsrates“. Ausgezeichnet wurde er 1960 mit dem Brieg-Stipendium der Stadt Goslar, 1970 mit dem Förderpreis des „Oberschlesischen Kulturpreises“ und 2006 mit der Verdienstmedaille des Bundeslandes Rheinland-Pfalz.

Von seinen Buchveröffentlichungen sind zu nennen: „Franz Graf von Ballestrem, ein Reichstagsabgeordneter aus Oberschlesien“ (1984); „Von Paul Löbe bis Heinrich Windelen. Die Schlesier im Deutschen Bundestag 1949-1984“ (1985); „Paul Löbe (1985/99)“; „Parteien und Politiker in Schlesien“ (1988); „Kleine Geschichte Schlesiens“ (elfte Auflage 2019); „Gotthold Rhode (1916-1990)“ (2001); „Erinnerungen und Aufzeichnungen eines schlesischen Flüchtlingsjungen in Neustadt/Orla 1945-1947“ (2019); „Das Tagebuch des Reichspräsidenten Franz Graf von Ballestrem 1885-1908“ (im Druck); „Posen, Preußens ungeliebte Provinz“ (2019).
Jörg Bernhard Bilke

Trauer um Georg Stolle

Der langjährige Bürgermeister und Ehrenbürgermeister der Stadt Bensheim, Vorsitzende des Deutsch-Europäischen-Bildungswerkes und stellvertretender Vorsitzende des hessischen Landesverbandes des Bundes der Vertriebenen (BdV), Georg Stolle, ist am 19. Januar 2020 im Alter von 81 Jahren verstorben. „Mit ihm verlieren wir eine bedeutende Persönlichkeit,

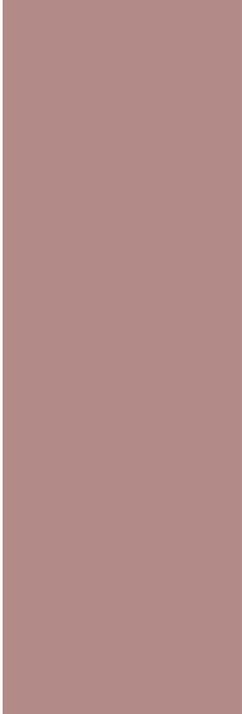


die sich in jahrzehntelanger ehrenamtlicher Arbeit in Politik, Wirtschaft und sozialen Bereichen engagiert hat. Er war für die deutschen Heimatvertriebenen und deren Nachkommen eine wichtige Integrationsfigur auf dem Weg zu einem vereinten Europa“, so der Hessische Innenminister Peter Beuth. „Für sein breites Wirken und herausragendes Engagement empfinde ich große Dankbarkeit und herzliche Verbundenheit. Ich erinnere mich gern an die Gespräche mit ihm und konnte von seinem reichen Erfahrungsschatz und Wissen lernen“, so Margarete Ziegler-Raschdorf, Landesbeauftragte der Hessischen Landes-

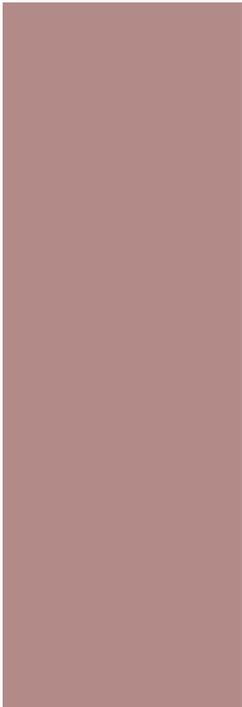
regierung für Heimatvertriebene und Spätaussiedler, in Ihrem Kondolenzschreiben.

Am 5. August 1938 in Neustadt/Oberschlesien geboren, setzte sich der studierte Jurist Georg Stolle nach Flucht und Vertreibung aus seiner Heimat in Oberschlesien und der späteren Ankunft in Bensheim in verschiedenen Ämtern für die Weiterentwicklung seiner Region ein. Zunächst beim Hessischen Städte- und Gemeindebund beschäftigt, wurde er 1972 zum Bürgermeister der Stadt Bensheim gewählt und übte dieses Amt 30 Jahre lang bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand im Jahre 2002 aus. Sein Wirken war stets von großem diplomatischem Geschick, Weitsicht und unermüdlichen Einsatz als Brückenbauer für die europäische Völkerverständigung geprägt. In diesem Sinne waren ihm die von ihm initiierten Städtepartnerschaften ein wichtiges Anliegen: Mohatsch/Mohács in Ungarn, Glatz/Klodzko im polnischen Schlesien, Riva del Garda in Italien, Arnau/Hostinné im tschechischen Sudetenland, Amersham in Großbritannien.

Für sein jahrzehntelanges ehrenamtliches Engagement wurde Georg Stolle im Jahr 2016 mit dem Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.



ADRESSEN &
ANSPRECHPARTNER



VERBAND DER DEUTSCHEN SOZIAL-KULTURELLEN GESELLSCHAFTEN IN POLEN (VDG)

ul. Słowackiego 10, 45-364 Opole
Tel./Fax: + 48 (0) 77 453 85 07
Tel. +48 (0) 77 454 78 78
www.vdg.pl
E-Mail: vdg@vdg.pl, biuro@vdg.pl
Vorsitzender: Bernard Gaida

STÄNDIGE MITGLIEDER

Sozial-Kulturelle Gesellschaft der Deutschen im Opperler Schlesien

ul. M. Konopnickiej 6, 45-004 Opole, Tel.: 77/402 10 70, Fax: 77/423 02 62
www.skgd.pl, E-Mail: tskn@skgd.pl
Vorsitzender: Rafał Bartek

Deutscher Freundschaftskreis im Bezirk Schlesien

ul. Wczasowa 3, 47-400 Racibórz, Tel./Fax.: 32/415 51 18
www.dfkschlesien.vdg.pl, E-Mail: biuro@dfkschlesien.pl
Vorsitzender: Marcin Lippa

Verband der Deutschen Gesellschaften in Ermland und Masuren

ul. Kopernika 13/4, 10-522 Olsztyn, Tel./Fax: 89/523 56 80
www.zsnwim.pl, E-Mail: biuro@zsnwim.eu
Vorsitzender: Henryk Hoch

Sozial-Kulturelle Gesellschaft der deutschen Minderheit in Stettin

ul. Dworcowa 19, 70-206 Szczecin, Tel./Fax: 91/433 74 93
E-Mail: tskmn-szczecin@o2.pl

Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Schneidemühl

al. 11 Listopada 3a, 64 -920 Piła, Tel./Fax: 67/213 54 94
E-Mail: ntsk.pila@gmail.com
Vorsitzender: Edwin Kemnitz

Sozial-Kulturelle Gesellschaft der Deutschen Minderheit in Grünberg

ul. Żeromskiego 16a, 66-066 Zielona Góra, Tel./Fax: 68/452 94 80
www.tskmn.pl, E-Mail: gruenberg@tskmn.pl, zgora@tskmn.pl
Vorsitzender: Bolesław Bernaczek

Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Breslau

ul. Saperów 12, 53-151 Wrocław, Tel./Fax: 71/361 42 31
www.ntkswroclaw.vdg.pl, E-Mail: ntkswroclaw@vdg.pl
Vorsitzende: Krystyna Kadlewicz

Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit

ul. Partyzantów 3, 10-522 Olsztyn, Tel./Fax: 89/523 69 90, 535 39 31
www.agdm.pl, E-Mail: kplocharska@agdm.pl
Vorsitzende: Krystyna Płocharska

Neidenburger Gesellschaft der Deutschen Minderheit

ul. Zamkowa 5, 13-100 Nidzica, skr. pocztowa 26
E-Mail: nidzica.nsmn@gmail.com
Vorsitzende: Sabina Wylengowska
(15:00-18:00 503 008 106; 534 708 703)

Bund der Deutschen Minderheit in Konitz

ul. 31 Stycznia 14, 89-600 Chojnice, Tel: 52/ 396 09 30
E-Mail: marzenaherz@gmail.com
Vorsitzende: Marzena Leszczyńska

DFK/Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Waldenburg

ul. Lubelska 1, 59-300 Wałbrzych, Tel./Fax: 74/842 51 05
www.ntsk.prv.pl , E-Mail: ntsk2003@wp.pl
Vorsitzender: Doris Stempowska

DFK/Deutsche sozial-kulturelle Gesellschaft in Glatz

ul. Łukasińskiego 11, 57-300 Kłodzko, Tel.: 74/871 43 61
E-Mail: hulbrich75@gmail.com
Vorsitzender: Horst Ulbrich

Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft

ul. Kręta 14B, 59-220 Legnica, Tel./Fax.: 76/854 60 22
E-Mail: dfk_legnica@o2.pl
Vorsitzender: Damian Stefaniak

Gesellschaft der Deutschen Minderheit

ul. Żmudzka 72, 85-028 Bydgoszcz, Tel. 52/342 96 33
www.tmn-bydgoszcz.com, E-Mail: poczta@tmn.bydgoszcz.pl
Vorsitzender: Bogusław Hoffmann

Gesellschaft der Bevölkerung Deutscher Abstammung in Graudenz

ul. Korczaka 25, 86-308 Grudziądz 10, skr. poczt. 3, Tel. 56/463 44 80
 E-Mail: andrzej56-16@tlen.pl
 Vorsitzender: Andrzej Gehrke

**Sozial-Kulturelle Gesellschaft
der Deutschen Minderheit „Pomerania“ in Köslin**

ul. Kolejowa 3, 75-108 Koszalin, Tel./Fax: 94/ 34 18 240
 E-Mail: m-niemiecka.koszalin@wp.pl
 Vorsitzender: Peter Jeske

Gesellschaft der deutschen Minderheit Stadt Marienburg und Umgebung

ul. Armii Krajowej 68, 82-200 Malbork,
 Adres do korespondencji: skr. poczt. 72, 82-200 Malbork 1
 E-Mail: smnm2017@onet.eu
 Vorsitzender: Marek Kremp

Gesellschaft der Deutschen Minderheit „Vaterland“

in Westpreußen Marienwerder-Stuhm
 ul. Odrowskiego 10, 82-200 Kwidzyn, Tel./Fax: 55/ 27 97 300
 E-Mail: ojczyzna-kwidzyn@wp.pl
 Vorsitzender: Manfred Ortman

Sozial-Kultureller Bund der deutschen Minderheit

ul. Kołobrzaska 3, 78-300 Świdwin, Tel./Fax: 94/365 43 96
 E-Mail: lilia-przepiorka@wp.pl
 Vorsitzende: Lilia Przepiórka

**Stolper Bund der Bevölkerung Deutscher Abstammung,
Stolp in Pommern**

ul. Rybacka 5a, 76-200 Słupsk, Tel./Fax: 59/ 84 52 002
 E-Mail: detlefrach@gmail.com
 Vorsitzender: Detlef Rach

Deutsche Gemeinschaft „Versöhnung und Zukunft“

ul. Sienkiewicza 23, 40-039 Katowice, Tel.: 32/25 11 654, Fax.: 32/20 25 156
 www.deutshegem.eu, E-Mail: deutshegem@tlen.pl
 Vorsitzender: Dietmar Brehmer

Bund der deutschen Minderheit in Dirschau

ul. 1 Maja 10, 83-110 Tczew
 E-Mail: krystyna-jakubanes@wp.pl
 Vorsitzende: Krystyna Jakubanes

Bund der Deutschen Bevölkerung in Gdingen

ul. Adama Unrugia 85, 81-153 Gdynia
E-Mail: benedykt.reszka@wp.pl, gdingenbund@wp.pl
Vorsitzender: Benedykt Reszka (668 067 991)

Bund der Bevölkerung Deutscher Abstammung in Stuhm

ul. Reja 17, 82-400 Sztum (skr. poczt.85)
E-Mail: helkro@wp.pl
Vorsitzender: Helmut Kropidłowski

Bund der deutschen Minderheit in Lauenburg

ul. Aleja Wolności 22, 84-300 Łębork
Tel. 601-941-231; E-Mail: zmn.lebork@gmail.com
Przewodnicząca: Lucyna Woźniak

Danziger Deutsche Minderheit

ul. Spokojna 27, 80-535 Gdańsk Nowy Port
Tel. 517 475 664, E-Mail: d-d-m@wp.pl
Vorsitzender: Krzysztof Jachimowicz

ASSOZIIERTE MITGLIEDER**Bund der Jugend der deutschen Minderheit**

ul. M. Konopnickiej 6, 45-004 Opole, Tel./Fax.: 77/44 16 205, 77/44 16 206
www.bjdm.eu, E-Mail: biuro@bjdm.eu, Vorsitzender: Oskar Zgonina

Schlesischer Bauernverband

ul. Powstańców Śląskich 25, 45-086 Opole, Tel./Fax: 77/454 31 44
www.silesia.agro.pl, E-Mail: biuro@silesia.agro.pl
Vorsitzender: Bernard Dembczak

Verein Schlesischer Landfrauen

ul. Zamkowa 42, 47-344 Walce, Tel.: 77/4660121
E-Mail: mariazmijaglombik@wp.pl
Vorsitzende: Maria Żmija-Glombik

Deutsche Bildungsgesellschaft

ul. M. Konopnickiej 6, 45-004 Opole, Tel./Fax: 77/44 19 200
www.dbg.org.pl, E-Mail: dbg@vdg.pl,
Vorsitzender: Waldemar Gielzok

Wohltätigkeitsgesellschaft der Deutschen in Schlesien

ul. Krupnicza 15, 45-013 Opole. Tel./Fax: 77/454 55 25
www.tdns.org.pl, E-Mail: biuro@tdns.org.pl
Vorsitzende: Renata Zajączkowska

Oberschlesisches Eichendorff- Kultur- und Begegnungszentrum in Lubowitz

ul. Zamkowa 3, 47-417 Lubowice
Tel.: 32/414 92 08, Fax.: 32/410 66 02
www.eichendorffzentrum.de, E-Mail: eichendorffzentrum@wp.pl
Vorsitzender: Marcin Lippa

Akademische Verbindung Salia Silesia e.V.

ul. Hlouszka 12, 45-772 Opole
www.salia-silesia.de, E-Mail: senior@salia-silesia.eu
Vorsitzender: Robert Rybczyk

Verein Pro Liberis Silesiae

ul. Ozimska 55, 46-050 Tarnów Opolski, Tel.: 77/464 42 78
www.edukacja-raszowa.eu, E-Mail: pro_liberis_silesiae@onet.eu
Vorsitzende: Dr. Małgorzata Wysdak

Verein der Bibliotheken, Medien, Kultur und Wissenschaft

ul. Szpitalna 7A, 45-010 Opole, Tel.: 77/44 11 336
www.cbje.pl, E-Mail: biblioteka@cbje.pl, sekretariat@cbje.pl
Präses: Pfr. Dr. Piotr Tarlinski

Bildungsgesellschaft Cosel-Rogau

ul. Złotnicza 10, 47-200 Kędzierzyn-Koźle, Tel.: 77 4852 15 71
E-Mail: szkolapzpskk@wp.pl,
Vorsitzende: Dr. Gabriela Jelitto Piechulik

Forschungszentrum der Deutschen Minderheit

ul. Krupnicza 15, 45-013 Opole
Tel. 608 241 870; E-Mail: michal.matheja@fzentrum.pl
Vorsitzender: Michał Matheja

SELBSTÄNDIGE ORGANISATIONEN**Stiftung für Entwicklung Schlesiens und Förderung Lokaler Initiativen**

ul. Wrocławska 133, 45-837 Opole
Tel.: 077/454 25 97, Fax.: 077/454 56 10
www.fundacja.opole.pl, E-Mail: frssek@fundacja.opole.pl

Haus der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit - Gleiwitz

ul. Górnych Wałów 7, 44-100 Gliwice
Tel.: 032/232 49 02 Fax: 032/232 49 01
www.haus.pl, E-Mail: haus@haus.pl

Oppeln

ul. 1 Maja 13/2, 45-068 Opole
Tel.: 077/402 51 05, Fax.: 077/402 51 15
E-Mail: haus-opole@haus.pl
Vorsitzender: Ryszard Galla

Wirtschaftskammer „Schlesien“

ul. Ozimskiej 184, 45-310 Opole
Tel.: 077/453 84 84, Fax.: 077/453 84 83
www.igsilesia.pl, E-Mail: info@igsilesia.pl
Vorsitzender: Claudius Badura

Schlesischer Selbstverwaltungsverband

ul. 1 Maja 9, 47-150 Leśnica
Tel.: 077/463 98 21
E-Mail: stowarzyszenie@lesnica.pl www.stowarzyszenie.lesnica.pl
Vorsitzender: Józef Swaczyna

Verein Deutscher Hochschüler in Polen zu Oppeln

ul. Wiejska 119
45-302 Opole
E-Mail: kontakt@vdh-oppeln.pl, www.vdh-oppeln.vdg.pl

Verein Deutscher Hochschüler in Polen zu Ratibor

ul. Wczasowa 3
47-400 Racibórz
E-Mail: vdhratibor@poczta.onet.pl, www.vdh-ratibor.vdg.pl

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit.....	4
Kalender.....	6
Liedgut.....	18
Jahrestage 2021.....	24
Persönlichkeiten.....	25
Rückblick 2020.....	28
„Das ist alles für uns Deutsche“.....	28
Außerschulische Sprachförderung.....	31
„LernRAUM.pl“.....	32
Jugendprojekte 2020.....	34
Politische Begegnungen 2020.....	37
Deutsche Wallfahrten in Schlesien.....	42
Deutsch im Alltag bleibt das Ziel	
Interview mit Bernard Gaida.....	47
Zur Lage nationaler Minderheiten.....	54
Resolution.....	61
Das Leid der 1945 jenseits von Oder und Neiße verbliebenen Deutschen.....	64
Wir durften hier bleiben – Zeitzeugenbericht zur Situation in Masuren nach 1945.....	67
Vergessene Friedhöfe in Masuren – Steinort/Sztynort 2020.....	85
Dem Krieg entkommen, auf dem Meer umgekommen.....	87
Lamsdorf, Schwientochlowitz, Potulitz.....	91

Die Tragödie der Deutschen im Nachkriegspolen.....98

100 Jahre Volksabstimmung in Oberschlesien.....106
 Starkes Bekenntnis zu Deutschland –

Vor 100 Jahren: Volksabstimmung in
 West- und Ostpreußen.....114

Unterwegs im Hultschiner Ländchen.....116

Größter Backsteinbau Europas.....122

„Meine Berge leuchten wieder“ – Carl Hauptmann.....132

Gedichte von Carl Hauptmann.....138

Schlesischer Dichter von Weltruhm –
 Gerhart GHauptmann.....140

Alexander von Humboldt und der Osten.....146

Weltenbummler, Schriftsteller und
 genialer Gartengestalter.....155

Ernst Schenke.....161

„Der Zauberer aus Lodz“ – Karl Dedecius.....164

Depositum: Deutsches Kulturerbe in Polen.....168

Der „Sechsstädtebund“ der Oberlausitz.....171

Leseprobe Wolfgang Bittner.....178

In Memoriam.....181

Adressen und Ansprechpartner.....195

Inhaltsverzeichnis.....196

Impressum.....204

■ ■ ■ ■ KLEINE BIBLIOTHEK DES **VdG**

Impressum:

Senfkorn Verlag Alfred Theisen, Görlitz

Redaktion: Thomas Maruck, Alfred Theisen

Layout/Grafik/Satz: Andreas Isak Neumann-Nochten

Druck: SAXOPRINT, Dresden

Abbildungen auf dem Umschlag

Titelseite:

o.: Abschied vom Botschafter, (v. li.) B. Gaida, O. Nickel, Botschafter R. Nickel, R. Galla
Foto: VdG;

u.: B. Fabritius und B. Gaida, Foto: Botschaft

Rückseite:

o.: Teilnehmer der „Sommerzeit für Jugendliche“, Foto: VdG

u.: Teilnehmer der Konferenz auf dem St. Annaberg, Foto: VdG

**Herausgegeben vom Verband der deutschen sozial-kulturellen
Gesellschaften in Polen (VdG), Oppeln, Dezember 2020**

Diese Publikation wurde dank der finanziellen Unterstützung
des Generalkonsulates der BRD
und des polnischen Ministeriums für Inneres und Verwaltung realisiert.

